



SO SCHWARZ war die Nacht,
Sohne den kleinsten Lichtpunkt,
so sehr Nacht,
daß mich, trotz der tiefen Liebe,
die ich der Nacht jederzeit
entgegenbringe,
Angst befiel.
Da hat sie mir ihr Geheimnis anvertraut:
je mehr die Nacht Nacht ist,
um so schöner wird die Morgenröte,
die sie im Schoße trägt!

JEGLICHES Opfer
zu jeglichem Preis
lohnt die Freude,
einen erloschenen Blick
von neuem aufleuchten zu sehen,
einen Menschen,
der das Lächeln verlernt zu haben schien,
von neuem lächeln zu sehen.
Vertrauen
wiedergeboren zu sehen
bei einem, der nicht mehr glaubte –
an nichts
und an keinen ...

ICH DARF NICHT die Tür sein,
durch die der Nächste geht,
darf ihn nicht zu mir rufen,
ihn verpflichten,
meine Wege zu gehen,
meine Zugänge zu den seinen zu machen,
von meinen Schlüsseln abhängig zu sein.
Wenn meine Türe Christus ist,
kommt es darauf an,
einem jeden Bruder zu helfen,
daß er den Weg zum Vater findet,
auf dem er er-selbst bleibt.

Hélder Pessoa Câmara

OSTERN

Osterglaube und antikes Weltbild: «Auferweckt aus dem Tode»: der heute am meisten provozierende Satz aus der Osterbotschaft – Ein Machterweis, der nach innerlicher Begründung verlangt – Der Messias-Anspruch und seine Bestätigung durch die «Erhöhung zur Rechten Gottes» – Aber was heißt Erhöhung? – «Objektiv falsches Weltbild» als geeignetes Ausdrucksmittel des Glaubens? – Wie die Schrift sich selber auslegt: Deutungshilfe aus Psalm 110 – Vom bleibenden Wert des unreflektierten Alltagsweltbilds – Was die historisch-kritische Methode für einen verstehenden Glauben leistet. *Anton Vögli, Freiburg/Br.*

ASIEN

Papstreife – ein Sich-Vortasten nach China?: Der «Papst aus dem Osten» im Fernen Osten – Philippinen und Japan untypisch für Gesamtasien – Trotzdem Botschaft an die Völker dieses Erdteils – Berührte sie die harten asiatischen Realitäten? – Warum China nicht direkter angesprochen wurde – Die Erfahrungen Paul VI. – Was Johannes Paul II. trotzdem im kleinen Rahmen zur Chinamission sagte – Verschiedene Kontakte und Lageeinschätzung in Hongkong – Drei «P» für den Dialog mit China in nächste Asienreise mit weniger abendländischer Hektik? *Norbert Sommer, Saarbrücken*

CHRISTOLOGIE

«Sohn Gottes», er ist es, aber was heißt das?: Zum inhaltlichen Ergebnis im römischen Prozeß von E. Schillebeeckx – Vier einschlägige Dokumente veröffentlicht und von Theologen kommentiert – Die «Fragen» der Glaubenskongregation und das theologische Reden von Christus – Schillebeeckx' Antwort: «Man hat nicht meine Absicht begriffen, mit meinen Lesern noch einmal Schritt um Schritt dem Weg der Jünger bis zum Höhepunkt zu folgen» – Wie weit ist der Jesus der Geschichte Norm und Kriterium für das Christusbekenntnis? – Die Glaubenskongregation fordert ein Ja oder Nein zur Formel von Chalkedon – Eine solche Festlegung des Autors will nicht gelingen, weil es ihm um ein Neuverständnis geht – Letzter Bescheid aus Rom: Schillebeeckx «weder verurteilt noch freigesprochen» – Die Aufgabe für den Theologen bleibt weiter gestellt. *Hermann Häring, Nijmegen*

FRANKREICH

Roger Garaudys «Aufruf an die Lebenden»: «Bibel der Grünen in Frankreich» ins Deutsche übersetzt – Brüche und Kontinuität in der Biographie des christlichen Ex-Kommunisten – Auseinandersetzung mit verschiedenen «Weltanschauungen» – Glaube an den Menschen, Angst um seine Zukunft – Kritik an der Wachstumsideologie – Die «Wende zur letzten, äußersten Angst» – Dimension des Heiligen in der Politik – Selbstkritische Analyse der Vergangenheit – Mangelnde Skepsis zum Beispiel in der Einschätzung des islamischen Sozialismus. *Adelheid Müller-Lissner, Zürich*

BUCHHINWEIS

Nächtliche Meditationen: Anknüpfung an Alltagserfahrungen – Heutiges Weltbild – Der Geschmack für das österliche Ja. (vgl. *Titelseite*) L.K.

«Erhöht zur Rechten Gottes»

Braucht der Osterglaube die Krücken des antiken Weltbilds?

«Historisch-kritisch»: so lautet die gängige Methodenbezeichnung heutiger Schriftauslegung. Für viele ist diese Bezeichnung zum Reizwort geworden. Weithin hat sie den Geruch einer rationalistischen Skepsis, die dem Glaubenswilligen mehr schade als helfe. Zu einem guten Stück mag daran schon das Beiwort «kritisch» schuld sein. «Kritik» wird heute meist in einem negativen Sinn, als Widerspruch und Ablehnung verstanden, während eine verantwortungsbewußte historische Schriftauslegung ihr «kritisches» Verfahren dem eigentlich neutralen Wortsinne nach als «prüfendes» Bemühen versteht. Sie will begründete oder doch begründbare Antworten geben auf Fragen, die die Schrifttexte selbst herausfordern, wie auf Fragen, die der heutige Leser und Hörer von seinem Denk- und Verstehenshorizont an diese Texte richtet.

Die alles Vorstellbare übersteigende Behauptung

Daß sich gerade angesichts der vielfältigen neutestamentlichen Zeugnisse des Ostergeschehens und des Osterglaubens Fragen über Fragen stellen, liegt in der Natur der Sache, um die es hier geht: Gott hat – so läßt sich der apostolische Osterglaube kurz zusammenfassen – den als Messiasprätendent verurteilten und hingerichteten Jesus von Nazaret aus dem Tod auferweckt und in ein raumtranszendentes Dasein von gottgleicher Lebens- und Wirkmacht erhoben, und deshalb ist die noch ausstehende Voll-offenbarung der Gottesherrschaft an sein Kommen, an sein Offenbarwerden geknüpft. Behauptet wird hier also noch ungleich mehr als das absolute Wunder der Rückkehr des toten Jesus in sein früheres diesseitiges Leben. Das wäre wenigstens ein Effekt, der alltäglicher Sinneswahrnehmung zugänglich gewesen wäre.

Was den Hörer heute – wenn ich mich nicht schwer täusche – zuerst und am meisten provoziert, noch ehe er dem Vollgehalt der Osterbotschaft auch nur Gehör zu schenken vermag, ist das *«auferweckt aus dem Tode»*. Übrigens war das nachweislich schon in den Tagen der Apostel so, und das ist mehr als verständlich. Wenn etwas aufgrund der auch klinisch bestätigten Erfahrung und deshalb auch von der uns vorstellbaren Geschichte her in sich unglaubwürdig ist, dann ist es nun einmal die Behauptung, ein wirklicher Toter – und ein Scheintod Jesu läßt sich mit Sicherheit ausschließen – sei zu neuem Leben auferweckt worden. In der Tat kann hier nur der sinnvoll weiterfragen, der bereit ist, den schon im Alten Testament nachdrücklich bekannten Glauben an den überzeitlichen Gott der Lebensfülle, der auch aus dem Tod auferwecken kann, ernst zu nehmen. Vom Glauben an diesen Machtbesitz Gottes zur Bestätigung dieser Macht ist indes noch ein weiterer Schritt. Daß Gott von dieser Macht auch in einem konkreten Fall Gebrauch macht, ist in der Tat nur in dem Maße glaubwürdig, als sich dieser Machterweis als innerlich begründet erweisen läßt.

Ein Sonderfall ohne Gleichen

Daß dies für den am Schandpfahl des Kreuzes geendeten Jesus im höchsten Grad zutrifft, kann die historisch-kritische Exegese aufzeigen. Ich brauche nur das hier einschlägige Ergebnis zu nennen. Jesus erhob den einmaligen und unerhörten Anspruch, als vollmächtiger Verkünder der anbrechenden Gottesherrschaft der endgültige Offenbarer und verheißene Heilmittler zu sein. Er redete und handelte so, als wäre er Gott selber. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Daß sich Jesus diese – ein prophetisches Bewußtsein übersteigende – Gottunmittelbarkeit zu Recht zuschrieb, läßt sich freilich nicht als historische Tatsache konstatieren. Wohl aber kann die kritische Evangelienforschung mit der moralischen Gewißheit, die histo-

rischer Forschung überhaupt möglich ist, feststellen, daß Jesus dieses Sendungsbewußtsein besaß, daß er sich als den betrachtete, in dem und durch den Gott sein erlösendes Handeln einleitete. Die von maßgebenden Autoritäten Israels erwirkte Auslieferung in den Kreuzestod sollte manifestieren, daß dieser Jesus Gottes eigene Autorität und Vollmacht zu Unrecht für sich in Anspruch genommen hatte. Wenn der Tod je einmal nicht das letzte Wort bleiben durfte, wenn Gott je zur Person und zum Werk eines Hingerichteten Stellung nehmen mußte, dann im Falle Jesu – sofern Jesu Anspruch, Gottes ureigenes und endgültiges Heilsunternehmen zu vertreten, zu Recht bestanden haben soll. Gott hat sich, so besagt eben der Osterglaube, mit dem von Jesus verkündeten Gott identifiziert und den als «König der Juden» = Messias hingerichteten Jesus als den wahren Messias bestätigt, indem er ihn durch die Auferweckung dazu bevollmächtigte, das Heil der offenbaren Gottesherrschaft herbeizuführen. Als wirklich glaubwürdig erweist sich das hier behauptete Handeln Gottes an einem Toten erst, wenn wir dasselbe nicht als etwas Isoliertes hören, sondern es im Zusammenhang mit dem einzigartigen Offenbarer- und Heilbringeranspruch Jesu sehen und somit als den heilsökonomisch folgerichtigen Höhepunkt der durch Jesus erfolgten Offenbarung zu verstehen vermögen. Ein allzu geringschätziges Urteil über das Bemühen historisch-kritischer Exegese scheint demnach nicht am Platz zu sein. Durch den Nachweis, daß Jesus mit dem Anspruch des abschließenden Offenbarers und Heilmittlers aufgetreten und in den Tod gegangen ist, liefert sie den fundamentalen Grund für die Glaubwürdigkeit der Osterbotschaft. Dem ist freilich hinzu-zufügen: Wer nicht glauben will, daß Jesus der war, der er sein wollte, wird sich schon deshalb sperren gegen die Zumutung, der apostolischen Osterverkündigung Glauben zu schenken.

Ein Thema für sich wäre die komplexe Frage nach den konkreten Erfahrungen, die nicht nur Gefolgsleute Jesu wie vorab Petrus und die Zwölf, sondern auch einen Abseitsstehenden (den Herrenbruder Jakobus) und einen leidenschaftlichen Gegner (Paulus) zum Osterglauben führten. Älteste wie jüngere Zeugnisse stimmen darin überein, daß sich die unerschütterliche Überzeugung von der Auferweckung Jesu, wie das Kerygma dieselbe versteht, letztlich auf Offenbarungserlebnisse gründet, die auf den Karfreitag folgten. Darf man der einmütigen und nachdrücklichen Beanspruchung dieser Gewißheitsgrundlage Vertrauen schenken? Auch dafür kann eine alle Umstände und die religionsgeschichtliche Situation berücksichtigende Exegese schwerwiegende Gründe nennen, wie hier nur summarisch angedeutet werden kann.

Kosmologisch geprägte Artikulierungen des Osterglaubens

Eingehen möchte ich nun vor allem auf einen Sachverhalt, der im Jahrhundert der Weltraumfahrt vorweg als Verständnisbarriere wirken kann. Ich denke an die zahlreichen Artikulierungen des Osterglaubens, die den Begriff «Auferweckung/Auferstehung» Jesu unter Verwendung überholter kosmologischer Vorstellungen interpretieren. Es heißt nicht nur «Gott hat Jesus aus (den) Toten auferweckt», oder: «den er [Gott] aus (den) Toten auferweckte». Diese uralte und oft verwendete Kurzformel konnte für sich genommen von ihrem altbiblischen Verstehenshorizont her zwar schon besagen, Gott habe Jesus aus dem extrem desolaten Zustand des Totseins zu neuem, mit allen Segensgütern ausgestatteten Leben erhöht. Wie schon angedeutet, beinhaltet die Lebendigmachung, die Auferweckung, die Auferstehung Jesu im Verständnis des Kerygmas aber etwas qualitativ anderes als die höchste Fülle irdischen Lebens. «Er wurde *emporgenommen* in Herrlichkeit», bekennt deshalb das alte Liedfragment 1 Tim 3,16. Gott erwie seine Macht an Christus, «den er von den Toten auferweckt und im Himmel zu *seiner Rechten gesetzt* hat» (Eph 1,20). Der von Gott auferweckt wurde, «ist zur *Rechten Gottes erhöht* worden» (Apg 2,33; 5,31). Einer gleichartigen Bekenntnisformulierung zufolge beinhaltet «die Auferstehung Jesu Christi: *er ist zur Rechten Gottes, nachdem er in den Himmel gegangen ist ...*» (1 Petr 3,21f). Oder Röm 8,34: «der auferweckt worden ist, *sitzt zur Rechten Gottes* und tritt für uns ein». Ostern bedeutet, daß Jesus «*in den Himmel aufgestiegen* ist» (Joh 3,13; vgl. 6,62; 20,17), ja daß er

hinaufgestiegen ist über alle Himmel ...» (Eph 4,10). Die Vorstellung einer von der Erde nach oben führenden Bewegung kommt nicht zuletzt in der charakteristischen johanneischen Neufassung der älteren synoptischen Todes- und Auferstehungsweissagung zum Ausdruck. Mit seiner bewußt doppelsinnigen Redeweise vom Erhöhtwerden des Menschensohnes faßt der Evangelist Johannes die Erhöhung Jesu an das Kreuz (= die Auslieferung in den Tod) und die Erhöhung des Getöteten in den Himmel zusammen (Joh 3,14; 8,28; 12,32.34).

«Objektiv falsches Weltbild» – Ausdrucksmittel des Glaubens

Alle diese Formulierungen setzen sichtlich die vornaturwissenschaftliche, altorientalische Vorstellung vom Aufbau des Universums voraus, die auch das Alte Testament übernahm: Über der als Scheibe vorgestellten Erdoberfläche wölbt sich als Halbkugel der sichtbare Himmel, der als «Feste» (= als Firmament) vorgestellt ist. An diesem bewegen sich die unzählbaren Sterne unter der Herrschaft der Sonne und des Mondes. Und über dem Firmament befindet sich der Palast, in dem z.B. der ugaritische Göttervater El bzw. Jahwe als der einzig wahre Gott thront. Was sich beide Testamente unter «Himmel und Erde» – wie ihre geläufigste Bezeichnung des Universums lautet – vorstellten, duldet nicht nur keinen Vergleich mit dem, was wir heute über die Struktur und die Ausmaße des Universums wissen, sondern ist sogar objektiv falsch. Der Himmel des biblischen Weltbildes existiert als kosmische Größe so wenig wie die Erde als auf Wasser aufliegende und von Wasser umgebene Scheibe oder die im Innern der Erde als Aufenthaltsraum der Toten bzw. später auch als Strafort der Seelen von Gottlosen gedachte Unterwelt.

Die Konsequenz für den Osterglauben liegt auf der Hand. Wäre mit der Erhöhung Jesu, mit seiner Empornahme, seinem Aufstieg in den Himmel nichts anderes gemeint als eine von unten nach oben führende Bewegung, wäre das Bekenntnis zum erhöhten Herrn schon von der Kosmologie her als unhaltbar erwiesen. Da die Erde kugelförmig ist, verlief die Erhöhung in den Himmel für die Antipoden in die entgegengesetzte Richtung, und wäre der im Himmel thronende Gott, zu dessen Rechten das Neue Testament Jesus erhöht sein läßt, ebenso in entgegengesetzter Richtung zu suchen. Wiederum sind es die Erkenntnisse der historisch-kritischen Exegese, die jene Folgerung verbieten.

Von einem lehrhaft fixierten Bild vom Aufbau der Welt, das als solches für den Glauben verpflichtend wäre, kann schon im Alten Testament nicht die Rede sein. Ein paar Andeutungen müssen genügen. Während in den altorientalischen Schöpfungsmythen die Welterschöpfung als Ergebnis des Kampfes rivalisierender Göttergruppen erklärt wurde, kennt die Offenbarungsreligion Israels keine feindlichen Götter, gegen die sich Jahwe durchsetzen mußte. In absoluter Freiheit hat er die Welt erschaffen, die als «Schöpfung» weder im menschlichen noch im außermenschlichen Bereich aus dem Willen und Wirken dieses «Herrn des Himmels und der Erde» herausfallen kann. Obwohl der Himmel als oberer Bereich als der Erde überlegen empfunden wird, steht er hinsichtlich der Geschöpflichkeit mit der Erde auf gleicher Stufe. Schon deshalb ist der Gedanke, Gott sei auf den Himmel und den Himmelsthron als Wohnstatt angewiesen, für biblisches Denken völlig absurd. Die apokalyptisch ausgerichtete Enderwartung konnte deshalb auch vom Untergang des bestehenden Himmels sprechen. Und von diesem heißt es ausdrücklich: «Siehe, selbst der Himmel und die Himmel fassen dich nicht, wieviel weniger dieses Haus, das ich dir gebaut habe» (1 Kön 8,27). Der Glaube an die Allgegenwärtigkeit des «transzendenten», d.h. des über Raum und Zeit erhabenen Gottes ist das fundamentale Bekenntnis der Bibel, das weder orientalischem noch griechisch-römischem Götterglauben erschwinglich war. Weil Gott seinem Wesen nach unlokalisierbar und unabbildbar ist, ist die Rede von dem im Himmel thronenden Gott schon im Alten Testament nichts anderes als ein stehendes An-

schauungsbild für die absolute, unantastbare Souveränität, die Gott als der Schöpfer und Herr der Welt besitzt.

Wie im Alten Testament sind auch im Neuen Vorstellungen des zwei- oder dreistöckigen Aufbaus des Universums nicht schon als solche Gegenstand des Glaubens und der Lehre. Vielmehr dienen sie als Ausdrucksmittel für den sich bekennenden Glauben.

Das gilt nun im besonderen für die genannten räumlich bestimmten Artikulierungen des Osterglaubens. Wir haben hier sehr wohl den Fall, daß sich die Schrift selbst auslegt. Was *das Erhöhtwordensein Jesu* aus dem Tod sachlich bedeutet, interpretiert der vorpaulinische Christushymnus im Philipperbrief (2. Kap.) selbst, indem er abschließend proklamiert: «Deshalb hat Gott ihn [Christus] auch so sehr erhöht und ihm den Namen, der über jeden Namen (isr), geschenkt, damit im Namen Jesu jedes Knie sich beuge, der Himmlischen und Irdischen und Unterirdischen, und jede Zunge bekenne: Herr (ist) Jesus Christus zur Ehre Gottes des Vaters» (Phil 2,9–11). Erhöhung Christi bedeutet also seine Einsetzung zum göttlichen Kyrios, zum Weltherrscher. Gemeint ist also eine in sich unanschauliche, adäquat nicht beschreibbare Wirklichkeit. Dieselbe Wirklichkeit ist gemeint, wenn Paulus den Gekreuzigten als «den Herrn der Herrlichkeit» verkündet (1 Kor 2,2.8) und wenn Jesu Auferweckung aus dem Tod für die Bekenntnisformulierung von 1 Petr 1,21 bedeutet, daß Gott «ihm die Herrlichkeit gegeben hat». Oder: Das oben genannte «Erhöhtwerden» Jesu ist für das Johannesevangelium gleichbedeutend mit seinem «Verherrlichtwerden» (7,39; 12,16; 12,23 u.ö.), also mit dem Empfang der Machtherrlichkeit Gottes, weshalb der Menschensohn «in der Herrlichkeit seines Vaters» (Mk 8,38 u.ö.), «mit großer Macht und Herrlichkeit» (Mk 13,26 u.ö.) kommen wird. Worauf es den Aussagen von der Erhöhung, dem Emporgenommenwerden, dem Aufstieg Jesu in den Himmel ankommt, ist somit der Wechsel der *Seinssphäre*, die Behauptung der raumtranszendenten Existenzweise des Auferweckten, daß dieser nämlich in gottgleicher Lebens- und Aktionsmacht existiert.

Deutungshilfe aus Psalm 110

Dasselbe wollen die Bekenntnisformulierungen sagen, die auf Psalm 110,1 Bezug nehmen: *Gott hat Jesus zu seiner Rechten erhöht*; er setzte ihn zu seiner Rechten; Jesus Christus sitzt zur Rechten Gottes. Psalm 110 läßt Jahwe zum israelitischen König, vielleicht am Tage der Thronbesteigung, sagen: «Setze dich mir zur Rechten ...»; und er feiert den König als Mitregenten Gottes. Dieser Psalm wurde schon jüdischerseits als prophetische Verheißung des endzeitlichen gesalbten Königs, des Messias, gedeutet. Nun hatte ja Jesus selbst sein Wirken als einleitende Erfüllung der Heilsprophetie verstanden. Nachdem Gott den als Messiasprätendent verurteilten und hingerichteten Jesus nach urapostolischer Überzeugung als den wahren Messias bestätigt und seine Heilmittlerfunktion erneut in Kraft gesetzt hatte, mußte die apostolische Predigt mit allem Nachdruck versichern, daß dieser Jesus der von der Schrift verheißene Messias ist und ein anderer Heilbringer nicht zu erwarten ist. Auch wenn Jesus selbst im Hinblick auf die von ihm erwartete postmortale Existenz (Mk 14,25) noch nicht vom Sitzen zur Rechten Gottes gesprochen hatte, mußte es sich von selbst aufdrängen, die mit der Auferweckung identische «Erhöhung» als Erfüllung von Ps 110, somit als Sitzen zur Rechten Gottes, als erfolgte messianische Inthronisation zu verkündigen. Die rechte Hand ist seit je – die meisten Menschen sind ja Rechtshänder – Ausdruck der Kraft und Wirkmacht einer Person. Wie der Himmelsthron steht deshalb auch «die Rechte Gottes» in der Bibel für seine Majestät und überlegene Macht als ganze. Das Sitzen Christi zur Rechten des thronenden Gottes ist deshalb nichts anderes als ein prophetisch vorgegebenes Bild für die völlig unanschauliche Anteilhabe des Messias Jesus an Gottes Macht und Würde, nach neutestamentlichem Verständnis frei-

lich nicht im Sinne irdisch-weltlicher Machtausübung. Wir sind deshalb nicht berechtigt, der neutestamentlichen Verkündigung ein verabsolutierendes Verständnis der räumlichen Vorstellung von dem im Himmel thronenden Gott und Christus anzulasten.

Das bestätigen weitere Artikulierungen des Osterglaubens, die ohne diese Ortsvorstellung und ohne die Vorstellung einer von unten nach oben führenden Bewegung die gleiche Zuständigkeit des Auferweckten meinen. So etwa die vorpaulinische jüden-christliche Bekenntnisformel Röm 1,3f., die in Anlehnung an die Natanweissagung 2 Sam 7,12-14 und Ps 2,7 sagt, daß Jesus kraft der Auferstehung aus den Toten zum «Sohne Gottes», d. h. in die messianische Machtstellung, eingesetzt wurde. Oder denken wir an die matthäische Fassung der Erscheinung vor den Elfen, die den Erscheinenden selbst die Bedeutung der Auferweckung aussprechen läßt: «Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf der Erde» (Mt 28, 18). Dasselbe Verständnis der Auferweckung Jesu setzt ja auch der unbestritten alte, aus der aramäisch-sprechenden Urgemeinde stammende Gebetsruf «Marana tha» – «Unser Herr, komm!» voraus. Das gesamte Judentum richtete die Bitte um das Kommen der Heilzukunft nur an Gott selbst: daß er den Messias sende u. ä. Für jede Form der jüdischen Messiasvorstellung war es schlechthin unmöglich, die Bitte um das Kommen des Endheils statt an Jahwe an einen von diesem unterschiedenen Heilmittler zu richten. Jene an Jesus gerichtete Bitte ist nicht nur ein untrügliches Zeugnis, daß der Osterglaube nicht dem menschlich-jüdischen Erwartungshorizont entsprungen ist. Sie bestätigt auch noch einmal: Worauf kosmologisch geprägte Osteraussagen abzielen, ist nicht die räumliche Bewegung und Fixierung des Auferweckten, sondern das Bekenntnis zu seiner neuen gottgleichen Existenz und Wirkmacht.

Eine bloße, abbruchreife Kulisse?

Ich möchte nicht kneifen. Erhält die räumliche Bewegung von unten nach oben aber nicht doch eigenständiges Gewicht, wenn der Verfasser des lukanischen Doppelwerks – als einziger Autor und aus Gründen eines längst erkannten theologischen Anliegens – den Erscheinenden nach 40 Tagen *sichtbar in den Himmel emporgehoben* werden läßt (Apg 1,9-11)? Auch für ihn ist in Wirklichkeit schon die Auferweckung identisch mit «der Himmelfahrt» (bildlich gesagt), nämlich mit der Erlangung gottgleicher Machtherrlichkeit. Hatte er doch zuvor den Auferstandenen schon bei seiner ersten Erscheinung die Emmausjünger belehren lassen: «Mußte nicht der Messias all das erleiden und so in seine Herrlichkeit eintreten?» (Lk 24,26).

Würde die kirchliche Verkündigung am Ende nicht besser auf Schrifttexte, die sich überholter kosmologischer Vorstellungen bedienen, verzichten? Das wäre eine völlig unsinnige Folge-

zung. Nicht nur weil die Heiligen Schriften beider Testamente dann mit vielen substantiellen Stücken nicht mehr zu Wort kämen und wir nicht einmal mehr «Vater unser im Himmel» beten dürften. Die Sprache der Religion, die den Menschen in seinem ganzen Denken und Empfinden ergreifen und bewegen will, war von jeher auch auf bildkräftige Aussagen bedacht. Veranschaulichende Ausdrucksweise ist erst recht am Platz, wo es um eine Wirklichkeit geht, die sich bekanntlich nicht einmal mit abstrakten Begriffen adäquat beschreiben läßt. Da sich die im Christusgeschehen kulminierende Offenbarung als echt geschichtlicher Prozeß vollzog, konnte ein anderes «Bild» vom Aufbau des Universums als das in der Umwelt vorgegebene gar nicht in Betracht kommen.

Wer die Kulisse dieses Weltbilds beseitigen möchte, übersieht zudem auch die eigene Gegenwart. Die antike Vorstellung vom Weltgebäude beruht auf echt menschlicher Sinneswahrnehmung, weshalb dieses der Anschauung verdankte Weltbild selbst wider besseres naturwissenschaftliches Wissen noch weitgehend unsere eigene unreflektierte Vorstellungsweise bestimmt, bis in den sprachlichen Ausdruck hinein. Für Menschen aller Bildungsstufen sind heute noch Wolken und Sterne «am Himmel» und geht die Sonne «am Himmel» auf und unter. Und selbst der Fachastronom kann seinen Artikel in der Tageszeitung mit «Der Himmel im April» betiteln und sich über Sonnenaufgang und -untergang, Mondphasen, Sichtbarkeit von Sternen verbreiten, ohne deshalb mit protestierenden Leserzuschriften rechnen zu müssen.

Ein großer Unterschied bleibt freilich. Dem gleichen Alltagsweltbild verhaftete Formulierungen der Osterbotschaft werden beim heutigen Leser und Hörer nicht ebenso selbstverständlich ankommen, da sie nun einmal eine Wirklichkeit meinen, die sich jeder natürlichen Wahrnehmung und empirischen Kontrollmöglichkeit entzieht. Deshalb ist es gewiß keine überflüssige Aufgabe des Predigers und Katecheten, jene Formulierungen in ihre eigentliche Aussage zu übersetzen, um dem das heutige naturwissenschaftliche Weltbild reflektierenden Hörer falsche Anstöße und damit unbegründete Glaubenszweifel zu ersparen. Der Nachweis, daß diese «Übersetzung» schon von der apostolischen Osterverkündigung geleistet wurde, ist deshalb doch wohl auch ein Dienst, den die historische Exegese dem Osterglauben erweisen kann.

Anton Vögtle, Freiburg i. Br.

Asienreise – ein Sich-Vortasten nach China?

Der Abstecher von Kardinal-Staatssekretär Casaroli nach Hongkong hat nach der Fernostreise des Papstes (16.-27. Februar) zu verschiedenen Spekulationen hinsichtlich der möglichen Wirkungen dieser Reise über die beiden besuchten Länder – Philippinen und Japan – hinaus Anlaß gegeben. Unser Autor, *Norbert Sommer*, der die Reise für die deutschen Rundfunkanstalten (ARD) mitmachte, geht im folgenden dieser Frage vor allem im Hinblick auf einen möglichen Zugang zur *Volksrepublik China* nach. Seine sinologischen Studien sowie seine China- und Taiwan-Erfahrungen bestimmen dieses besondere Interesse: vgl. Orientierung 1979, S. 255 ff. (Red.)

Es war am ersten Abend des Papst-Aufenthaltes auf den Philippinen. Die 103 philippinischen Bischöfe und rund 40 Bischöfe aus anderen asiatischen Ländern warteten in der Villa von Kardinal *Jaime Sin* in Manila auf Johannes Paul II. Unter Anleitung eines philippinischen Bischofs probten die Oberhirten die vorgesehene Vorstellung jedes einzelnen von ihnen. Zunächst, so hieß es, sollten die asiatischen, dann die philippinischen Bischöfe zum Papst vortreten. Diese Anweisung löste sofort Protest aus. «Wir sind doch auch Asiaten», riefen philippinische Bischöfe. Doch einer von ihnen, Bischof *Francisco Claver* von Malaybalay, flüsterte mir zu, die Unterscheidung sei eigentlich kein Versprecher: «Sie gibt nur die Erfahrung, die wir tagtäglich machen, wieder!»

Mehr als ausgedehnte Analysen macht vielleicht diese kleine

Episode die Sonderstellung der Philippinen deutlich: Als Plattform für den Kontinent wird dieses Land von seinen Nachbarn jedenfalls mit Skepsis aufgenommen, und diese Skepsis scheint auch auf die Christen Asiens übergegriffen zu haben. Wer deshalb nach Wirkungen der jüngsten Papstreise im Sinne «asiatischer» Perspektiven bis hin nach China fragt, muß von Anfang an vor Augen haben, welches Handicap für eine solcherart gewünschte Kommunikation die Reiseroute in sich barg.

In den offiziellen Ankündigungen dieser ersten Asienreise ist Johannes Paul II. verschiedentlich «*der Papst aus dem Osten*» genannt worden: ein merkwürdiger Zungenschlag, wo doch gerade im «Fernen Osten» das Ziel lag. Was war gemeint? Die Herkunft aus einem kommunistisch regierten Ostblock-Land? Wohl kaum. Den Verantwortlichen für diesen Slogan war offenbar daran gelegen zu dokumentieren, daß dieser Gast *nicht die westliche Welt* vertrete: ein Versuch also, ihn, so gut es ging, für sich zu vereinnahmen.

Welche Erwartungen hegte man außerhalb der auf dem Besuchsprogramm stehenden Länder Philippinen und Japan? Dies habe ich, eine Woche bevor der Papst auf seiner ersten Station ankam, in Sri Lanka, Hongkong und Taiwan zu erkunden versucht. Das Ergebnis war ernüchternd.

Viele hatten überhaupt noch keine Kenntnis von diesem Ereignis genommen, andere zeigten sich enttäuscht über die Länderauswahl, wieder andere hielten die kritiklose Übernahme des bisherigen päpstlichen Reisetyps in Asien für völlig unangebracht. Die Hektik wurde ebenso kritisiert wie die offensichtliche Manipulation durch die Regierungen, die Angst vor der Konfrontation mit der Realität ebenso wie die fehlende Möglichkeit eines echten Gedankenaustauschs mit dem Papst. Die Philippinen, das sei doch nicht Asien, war da zu hören. Japan, so andere, das mag für viele ein nachahmenswertes Vorbild sein, bedeutet aber für die Mehrzahl der Asiaten eine Herausforderung, ist ein Schreckgespenst wegen seines unaufhörlichen Vordringens auf wirtschaftlichem Gebiet. Und dazu wird der Papst wohl nichts sagen dürfen, fügten sie hinzu. Lediglich von der angekündigten *Botschaft* an die Völker Asiens schienen die Christen dieses riesigen Kontinents noch etwas zu erwarten. Diese Ansprache wollte man hören und prüfen.

«An die Völker Asiens»

Am vorletzten Tag auf den Philippinen nutzte der Papst die Gelegenheit der umfassenden Übermittlung seiner Botschaft an die Asiaten durch den in Manila stationierten katholischen Sender «Radio Veritas». Diese Station hat nach jahrelangen Schwierigkeiten seit der Beteiligung der asiatischen Bischofskonferenzen eine große Bedeutung in Asien erlangt. Von hier aus sprach der Papst. Ausdrücklich erwähnte er die Philippinen und Japan, deren katholische Gemeinschaften er besuchen wollte, doch im weiteren Verlauf war immer nur die Rede von dem Besuch Asiens. Es gab Schlußfolgerungen in der Rede, die weit über die Realität und Bedeutung dieser beiden Länder hinausgingen. Auffallend die positiven Aussagen zu den großen asiatischen Religionen und ihren Werten, enttäuschend aber die unbestimmt-passivische Ausdrucksweise und die im Grunde doch distanzierte Darstellung dessen, was man tun könne und müsse beim *Dialog mit den anderen Religionen*. Kurz zuvor in Davao/Mindanao, wo es seit Jahren blutige Auseinandersetzungen zwischen Moslems (der unterdrückten Minderheit) und Christen gibt, hatte sich gezeigt, wie das Wort «Dialog» bedeutungslos werden kann. Was sich dort bei einer Begegnung des Papstes mit Vertretern der Moslems abspielte, mußte in der konkreten Situation wie eine Farce wirken. Da gab es die vorbereiteten Grußadressen: Für Gedankenaustausch, für die Behandlung von Problemen, für Dialog fehlte es sowohl an Zeit als auch an Bereitschaft und Kompetenz, handelte es sich doch bei den als «Gesprächspartnern» Zugelassenen um ausgesuchte, regierungstreue Moslems aus der Oberschicht. Nimmt man noch die dort geradezu ungläublichen akustischen Störungen durch startende Flugzeuge hinzu, dann bleibt als Eindruck nur der von einem mißlungenen Dialog.

Japan war gewissermaßen eine aus dem Rahmen fallende Station. Show-Effekte fehlten fast gänzlich, alles war zurückhaltender und damit glaubwürdiger und überzeugender. Die Japaner reagierten begeistert darauf, daß der Papst für seine Ansprachen bei ihnen ihre Sprache benutzte. Und sein Friedensappell von Hiroshima kam an, machte betroffen. Das Schreckliche, das 1945 den Japanern zugefügt wurde, bot Anlaß, auf mögliche Schrecken der Zukunft warnend hinzuweisen. Wahrscheinlich wird von der gesamten Asien-Reise einzig dieser Appell dauerhaft in Erinnerung bleiben.

Asien, was ist das?

«Die Entscheidung fällt in Asien», hat schon vor einiger Zeit der Missionssekretär der Föderation Asiatischer Bischofskonferenzen, P. Engelbert Zeitler, gesagt. Seine lange Asienerefahrung – er hat während vieler Jahre die Vereinigung der Ordensleute in Indien präsiert – hat ihn zu der Erkenntnis gebracht, die Zukunft unserer Welt wie auch die Zukunft der Kirche würden sich in Asien entscheiden, und zwar nicht zuletzt ob der hier zusammengeballten Menschenmassen, aber auch wegen der Vielfalt der bis heute dort wirkenden Kulturen. So gesehen kam einem Besuch in diesem Kontinent Priorität zu, war er geradezu überfällig. Asien in seiner ganzen Vielfalt ist unüberschaubar, ver-

wirrend; einiges jedoch läßt sich verallgemeinern, überall wiederfinden: Hätte nicht hier die päpstliche Programmplanung einsetzen können?

Asien, was ist das? Einige Fakten gehören ins Bild, ihre Kenntnis erscheint wichtig, will man die Probleme und die Chancen verstehen. Tatsache ist, daß 45 Prozent Asiens heute kommunistisch regiert werden. Tatsache ist, daß in manchen Ländern Asiens 40 Prozent und mehr der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben. Tatsache ist, daß es daneben ungeheuren Reichtum gibt, daß Japan z. B. überall in diesem Kontinent Einfluß auch und gerade auf Konsumverhalten und Mentalität ausübt. Nicht zu übersehen ist das ständig zunehmende Bevölkerungswachstum. Heute bereits stellt Asien mehr als die Hälfte der gesamten Erdbevölkerung. Fünfzig Prozent aller Asiaten leben in Armut, 500 Millionen praktisch am Abgrund. Im Jahre 2000 werden 65 Prozent der Menschheit in Asien leben. Asien ist bereits heute der Kontinent mit auswuchernden Millionen-Städten, mit Slums und Arbeitslosigkeit. Asien ist weitgehend ein Agrarkontinent, doch die Industrialisierung schreitet fort und bringt neue Probleme. Asien ist ein uralter Kontinent und trotzdem der Kontinent, in dem der größte Teil der Jugend der Welt lebt: 50 Prozent aller Asiaten sind unter 20 Jahre alt, 80 Prozent sind jünger als 40 Jahre.

In Asien geraten jahrhundertealte Traditionen ins Wanken, während man sich vielerorts gleichzeitig – als Reaktion auf die westliche Überfremdung – verstärkt auf diese eigene Tradition besinnt. Nationalismus hat vielfach den Kolonialismus abgelöst. Asien ist ein unruhiger Kontinent, voller Spannungen und Hoffnungen. Es gärt überall. Sogenannte Demokratien werden von Despoten regiert, Freiheit ist weitgehend eine leere Vokabel. Und doch ist überall von Erneuerung die Rede – von «neuer Gesellschaft», von Revolution oder Reform. Die Entscheidung fällt in Asien.

Ob die Religionen, auch die christliche, dabei eine Rolle spielen werden, ist derzeit schwer abzuschätzen. 2,3 Prozent Katholiken und 1,8 Prozent Protestanten in diesem riesigen Erdteil – treten sie in Erscheinung, können sie etwas bewirken? Johannes Paul II. scheint davon überzeugt zu sein. Er reiste als oberster Missionar und setzte in dieser Rolle seine nicht zu bezweifelnde Ausstrahlungskraft und seinen ganzen Charme ein. Doch wurde er mit den erwähnten Fakten konfrontiert, und ging er auf sie ein? Wurde der Papst gehört?

Horizont China

Mehrfach über zwei Jahre hinweg war der Besuch auf den Philippinen verschoben worden. Es gab Anzeichen dafür, daß dies nicht nur mit der politischen Lage auf den Philippinen samt der Gefahr einer Reise-Manipulation durch Präsident Ferdinand Marcos und seine Frau Imelda zusammenhing (denn was hat sich eigentlich auf den Philippinen seit damals geändert, daß der Besuch jetzt plötzlich sinnvoll erschien?): Die zeitweise fast hektischen Erkundungen in der *Volksrepublik China* durch Bischöfe und Prälaten, chinesische Priester und italienische Laien ließen zumindest für einige Zeit die Vermutung reifen, der Papst wolle China in sein asiatisches Reiseprogramm aufnehmen. Ähnliche Überlegungen gab es offensichtlich auch eine Zeitlang für *Vietnam*. Eine Reihe von Gesten und Äußerungen des Papstes und vatikanischer Kreise, besonders anläßlich des Adlimina-Besuches der vietnamesischen Bischöfe, ließen wenigstens Bemühungen und Pläne in dieser Richtung vermuten. Daß es zu all dem nicht gekommen ist, läßt auf fortbestehende Schwierigkeiten und Hemmungen – vielleicht auf beiden Seiten – schließen. Damit ist aber auch das die politische Realität Asiens bestimmende kommunistische Element ausgeschlossen worden. Diese Verkürzung mußte sich auf den Nutzeffekt der jetzigen Reise negativ auswirken.

Es gab Bemühungen sowohl in Hongkong als auch in Taiwan, den Papst für einen Abstecher zu gewinnen. Doch beide Angebote schlug er aus, wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, um eine spätere Reise in die chinesische Volksrepublik nicht zu gefährden. Bei allem Bedauern über das erneute Vorbeireisen eines Papstes an Taiwan schien man dort kirchlicherseits doch auch erleichtert zu sein, daß die seit langem befürchtete Annäherung

des Vatikans an Peking vorerst als gescheitert angesehen werden muß. Die staatlich-taiwanische Presse stellte in ihrer Berichterstattung den «Asien-Trip» des Papstes stärker als die dortige kirchliche Presse heraus. Sie schien damit dem Papst ihren Dank dafür abzustatten zu wollen, daß der Vatikan als letzter europäischer Staat die diplomatischen Beziehungen zur Republik China aufrechterhält, wenn auch in nicht zu übersehender demonstrativer Minimalbesetzung.

Vieles erinnert an die *Asien-Reise Papst Pauls VI.* Ende 1970. Auch damals bildete China den größten Streitpunkt. Bei der damaligen Gründungsversammlung der Asiatischen Bischofskonferenz gab es heftige Auseinandersetzungen um die Stellungnahme zur chinesischen Volksrepublik. Sie reichten von der Aussage des ceylonesischen Kardinals *Cooray*, die Tragödie Asiens sei die, daß niemand außer dem China Mao Tse-tungs realistische Lösungen zu bieten scheine, die radikal genug seien angesichts der dringenden und schweren Aufgaben für die armen asiatischen Massen, bis zu dem Antrag des nationalchinesischen Kardinals *Yu Pin*, der unbedingt eine Verurteilung des chinesischen Atheismus erreichen wollte. Einen solchen Disput gab es diesmal zwar nicht (dafür war auch keine Gelegenheit gegeben), doch dürften dieselben Positionen bei den Bischöfen Asiens grundsätzlich auch heute noch anzutreffen sein. Aber wie 1970 suchte man auch 1981 in der «Botschaft an die Völker Asiens» vergebens nach einer klaren Aussage zu dem «unsichtbaren Teilnehmer und Teilhaber» Volksrepublik China. Von Papst Paul VI. hatte man ein deutliches Zeichen bei seinem kurzen Hongkong-Aufenthalt erwartet. Doch dann kam alles anders. In Djakarta, der unmittelbar vorausgehenden Station, änderte er die vorgefertigte, im Sinne der Annäherung sehr viel weitergehende Ansprache kurzfristig um – auf wessen Veranlassung, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. So enthielt dann die Hongkong-Rede nebst einigen freundlichen Worten zur chinesischen Tradition nur Hinweise auf die große Gemeinschaft aller Chinesen und darauf, daß Christus auch für sie als Erlöser gekommen sei.

Wahrscheinlich haben die damaligen schlechten Erfahrungen mit Hongkong (Beeinflussungsversuche von fast allen Seiten, angekündigte Demonstrationen, Einreiseverbot für Taiwan-Bischöfe) den Ausschlag gegeben für die Absage, dort erneut Station zu machen. Und der jetzige Umweg von Manila über Guam nach Tokio dürfte in erster Linie von der Furcht bestimmt gewesen sein, nur ja nicht taiwanesisches Hoheitsgebiet zu überfliegen, um das chinesische Porzellan nicht schon vor Gebrauch zu zerschlagen.

«Euer großes Land»

Und doch hat Johannes Paul II. das China-Problem angesprochen. Ursprünglich soll vorgesehen gewesen sein, daß der Papst über «Radio Veritas» eine Botschaft an das chinesische Volk richte. Doch dieser Plan wurde fallengelassen zugunsten der bereits erwähnten «Botschaft an die Völker Asiens». Das Wort an die Chinesen sprach der Papst zwar dann auch in Manila, aber in der Nuntiatur, und zwar bei einem Treffen mit Vertretern chinesischer Gemeinschaften im asiatischen Raum. Diese Programmänderung hatte natürlich zur Folge, daß die in erster Linie angesprochenen Chinesen auf dem Festland nur indirekt informiert wurden. Und so blieb das Echo auch gering. Mehrfach betonte der Papst in dieser Ansprache, daß er in so unmittelbarer Nachbarschaft zur Volksrepublik China einfach zu den Chinesen sprechen müsse. Dabei gebrauchte er übrigens nie die politische Bezeichnung des Staates, sondern sprach von «Eurem großen Land». Seitdem er aus seinem Heimatland Polen nach Rom gerufen worden sei, sei es ihm ein dringendes Bedürfnis gewesen, sein Mitgefühl und seine Hochschätzung gegenüber allen Brüdern und Schwestern in der Kirche Chinas zum Ausdruck zu bringen. Damit verbinden wollte er aber auch seine Hochachtung für das «große Land»: «Euer Land ist in der Tat groß, nicht nur hinsichtlich der geographischen Ausbreitung und der Bevölkerung, sondern besonders wegen seiner Geschichte, dem Reichtum seiner Kultur und der moralischen Werte, die das Volk durch die Jahrhunderte hindurch gepflegt hat.» Und wie ist diese Kultur von der christlichen Mission respektiert worden? Der Papst streifte hier ganz kurz die Geschichte seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert mit ihren hellen und ihren dunklen Seiten:

«Der Jesuitenpater Matteo Ricci verstand und schätzte die chinesische Kultur von Anfang an, und sein Beispiel sollte noch manche inspirieren. Andere zeigten zu Zeiten nicht dasselbe Verständnis. Aber welche Schwierigkeiten es auch immer gegeben haben mag – sie gehören der Vergangenheit an, und jetzt haben wir in die Zukunft zu blicken.»

Drei «P» für den Dialog mit China

Wer diese Rede ausgearbeitet hat, war nicht zu erfahren. Bei dem Treffen des Papstes mit den Bischöfen Asiens in der Villa von Kardinal Sin in Manila jedoch hielten manche Bischöfe im privaten Gespräch (zu einem Gespräch mit dem Papst kam es dabei nicht) nicht hinter dem Berg mit ihrer Verwunderung bzw. Enttäuschung gerade über diesen Teil der Papstrede. Es sei typisch europäisches Denken, mit einem Satz die Vergangenheit vergessen lassen zu wollen. Zwar seien Arbeit und Denken der Chinesen im Alltag auf die Zukunft gerichtet, doch spiele die Vergangenheit trotz allem eine große Rolle. Und bittere Erfahrungen der Vergangenheit könnten nicht einfach zum Vergessen bestimmt werden.

Es war interessant, daß eben an dieser Stelle der Rede auch die einzige Reaktion aus der Volksrepublik China ansetzte. Während offizielle staatliche bzw. Parteistellen Pekings schwiegen, monierte der Pekinger Bischof *Fu Tien-shan* genau diesen Passus. Dies sei wohl kaum eine Basis, um mit dem Papst und dem Vatikan ins Gespräch zu kommen. Die Vergangenheit spiele sehr wohl eine Rolle bei der Bewältigung der Probleme der Gegenwart und Zukunft. – Da nützten auch die Beteuerungen des Papstes nichts mehr, daß niemand die Katholiken hindern werde, gute chinesische Staatsbürger zu sein, daß die Kirche keine politischen oder wirtschaftlichen Ziele verfolge und daß er den Wunsch zum Ausdruck brachte, «eines Tages – bald» einen Besuch in China machen zu können. Dies setze wohl voraus, daß der Vatikan seine Haltung gegenüber der Patriotischen Kirche ändere, meinte der Pekinger Bischof.

Hier wurde einmal mehr klar, daß China verstanden werden will, daß europäische Denkweisen die Annäherung verhindern. Dabei hat der Mailänder Weihbischof *Ferdinando Maggioni* (Chef der italienischen Bischofsgruppe für zwischenkirchliche Beziehungen) soeben erst von einem Besuch in der Volksrepublik den Eindruck mitgebracht, daß drei Viertel der katholischen Bischöfe der Patriotischen Vereinigung ein gutes Verhältnis mit dem Vatikan wünschten und auch gerne mit anderen Bischofskonferenzen feste Beziehungen aufnehmen möchten. Kardinalstaatssekretär *Casaroli* hatte sich von Nagasaki aus abgesetzt, um in Hongkong zu sondieren. Sein wichtigster Gesprächspartner war der im letzten Sommer nach 22jähriger Haft entlassene Bischof von Kanton, *Dominique Tang*. Vor allem zu großem Optimismus für eine Besserung des Verhältnisses Vatikan-Peking warnte *Casaroli* nach der Rückkehr, obwohl er keine unüberbrückbaren Schwierigkeiten für die Lösung des Problems der Patriotischen Kirche sah. Da ist sicher dem belgischen Asienkenner *Joseph Spae* zuzustimmen, der kürzlich die Beachtung von drei «P» als wichtigste Voraussetzung für einen Dialog mit China nannte: Prudentia (große Klugheit und Vorsicht), Perfectio (gründliche Kenntnisse der chinesischen Verhältnisse und Mentalität), Patientia (eine zähe Geduld).

Sieht man sich daraufhin noch einmal die China-Aktivitäten bei dieser päpstlichen Asien-Reise an, dann muß man wohl zu dem Schluß kommen, es habe an vielem gefehlt ... Mehr als früher reagieren die chinesischen Christen allergisch auf Pläne und Überlegungen, die außerhalb Chinas über ihre Köpfe hinweg für die Zukunft der dortigen Kirche geschmiedet werden. Deshalb dürfte man in Peking auch schon jetzt die Vorbereitungen für den (vornehmlich evangelikal-amerikanisch inspirierten) zweiten chinesischen Kongreß für Weltevangalisation argwöhnisch beobachten, der vom 17. bis 24. Juni in Singapur stattfinden soll. Mehr als 1400 Auslandchinesen wollen dabei Strategien für die Missionierung der Chinesen in der Volksrepublik und in der übrigen Welt entwickeln.

Es kommt neuerdings hinzu, daß wegen der überall in der Volksrepublik zu beobachtenden Vertrauenskrise zwischen Bevölkerung und Partei Gegenmaßnahmen von der Parteiführung erwogen werden, die im Rahmen einer neuen ideologischen Erziehungskampagne die Unterdrückung so mancher in der letz-

ten Zeit gewonnenen Spielräume zur Folge haben könnten. Die Vorgänge in der polnischen Heimat des Papstes lassen die Führung Chinas zusätzlich vorsichtig taktieren. Einen Beleg dafür, daß auch gegenüber den Kirchen eher wieder eine härtere Gangart zu erwarten ist, liefert ein Artikel in der Zeitung der chinesischen Armee. Darin erhebt der «Sonderkommentator» (dahinter steckt gewöhnlich eine hohe Persönlichkeit, und unter diesem Zeichen wird häufig ein neuer Kurs eingeleitet) die Forderung, die Befreiungsarmee zu «entmaoisieren» und von Elementen zu säubern, die eine «bourgeoise Ideologie» vertreten und sich «an die Philosophie Taiwans oder der Bibel anlehnen».

Ein zweites Mal anders

Sammelt man die Eindrücke und Informationen über das diplomatische Vorgehen des Papstes besonders auf den Philippinen, wo eher das Protokoll als die Probleme das Programm bestimmten, dann sind die dortigen Warnungen vor allzu starkem sozialen Engagement und vor politischer Betätigung der Priester und Ordensleute, vor Haß und Klassenkampf – neben einer Kapitulation vor dem Druck durch die Regierung Marcos – auch auf die Furcht des Papstes bzw. spürbarer des Vatikans zurückzuführen, die Volksrepublik China könne mit Hilfe kommunistischer Guerilleros die in der Bevölkerung angestaute Unzufriedenheit nutzen und den augenblicklichen Status quo durch eine Erhebung zunichte machen. Dieses chinesische Gespenst würde die Grundlage jenes offensichtlich vorhandenen langfristigen Plans gefährden, von den Philippinen aus eine neue missionarische Bewegung in Asien in Gang zu setzen.

Aber woher kommen die päpstlich-vatikanischen Informationen und Vermutungen, Befürchtungen und Warnungen? Wieviel konnte Johannes Paul II. in Asien wirklich selber «erfahren»? Wieviel vom Elend und vom unermüdlichen Einsatz von Christen in den Elendszonen «sehen»?

Wenn man auf der einen Seite die Strapazen der Millionen erfüllte, die zu seinen Gottesdiensten pilgerten, wenn man in Demonstrationen hineingeriet, die in Tränengas und Verhaftungen endeten, und wenn man auf der anderen Seite das Zeremoniell beobachtete, in das der Papst eingespannt war, und immer wieder diese gegenseitige Verlesung vorgefertigter Redetexte: da mußte man sich doch fragen, welchen Gewinn an Direkt-Information aus Gespräch und unmittelbarer Begegnung der Papst sowie seine verschiedenen Gegenüber nach Hause tragen konnten. So manches, was einer vom journalistischen Troß vernehmen und erleben durfte, hätte gewiß auch dem Papst bereichernde Einblicke geboten: Was auf Flugblättern und Offenen Briefen sozial engagierte Filipinos über ihre Enttäuschung sagten; was asiatische Dritte-Welt-Theologen erarbeitet hatten; was junge Christen über ihre Kontakte (von Hongkong aus) mit Bewohnern des chinesischen Festlandes berichteten ...

Angeblich hat der Papst *Südkorea* bereits einen Besuch in drei Jahren zugesagt. Vielleicht gehören dann auch die Volksrepublik China und Vietnam zum Programm. Doch diese Reise ist schon jetzt zum Fehlschlag verurteilt, wenn sich das päpstliche Reiseschema nicht grundsätzlich ändert. Asien ist anders, ist nicht Polen, nicht Rom, nicht Europa. Asien denkt anders, Asien braucht einen anderen Zugang. In Asien kann man mit einem so hektischen Programm nicht ankommen. In Asien braucht man Ruhe, Geduld, muß man hinzuhören können und wirklich miteinander, nicht hintereinander sprechen. In Asien sind auch andere Themen gefragt und vordringlich: Ehescheidung, Abtreibung, Empfängnisverhütung, Zölibat – angesichts der anstehenden Probleme und der Not sind dies Randthemen. Alles in allem: Ein zweites Mal dürfte der Papst in Asien nicht als Repräsentant einer europäisch geprägten Jet-Set-Kirche landen. Zumal im Hinblick auf China müßte man sich noch sehr viel behutsamer an die Mentalität derer herantasten, die man ansprechen will. Wie lange Jahre hat der in der Manila-Botschaft erwähnte Matteo Ricci dazu gebraucht? Wieviel demütiges Studium von vielen wäre heute dafür erforderlich?

Norbert Sommer, Saarbrücken

«Sohn Gottes», er ist es, was aber heißt das?

Zum inhaltlichen Ergebnis im römischen Prozeß von Eduard Schillebeeckx

Im Frühjahr 1980 berichtete *Bas van Iersel* in dieser Zeitschrift über ein «Kolloquium», zu dem E. Schillebeeckx von der Glaubenskongregation vom 13. bis 15. Dezember 1979 nach Rom geladen war.¹ Der Bericht gab Aufschluß über die Rechtslage und die möglichen Konsequenzen eines solchen Verhörs und schilderte dessen freundliche Atmosphäre, die freilich nicht frei von Überraschungen war. Über den Inhalt der Gespräche konnte damals noch nicht viel gesagt werden, da zwar ein gemeinsam unterzeichnetes Protokoll angefertigt wurde, die römische Behörde sich aber gemäß Verfahrensordnung ein letztes Urteil vorbehielt.

Mittlerweile läßt sich auch über die inhaltlichen Fragen sprechen. Denn die vier entscheidenden Dokumente dieses in französischer Sprache geführten Prozesses sind seit Weihnachten 1980 der Öffentlichkeit zugänglich:

- die ersten römischen «Fragen», die die Glaubenskongregation E. Schillebeeckx im Oktober 1976 zu seinem *Jesusbuch* – dem ersten einer angekündigten Trilogie – übermittelte²,
- Schillebeeckx' Antwort vom April 1977, in der er sich zur *Sache der Christologie* ausführlich verteidigte,
- die römische Replik vom Juli 1978, verbunden mit der Einladung zu einem «Kolloquium», und schließlich
- das offizielle Protokoll des römischen «Kolloquiums», das mehr dessen Ergebnisse als dessen ausführlichen Gesprächs-ablauf festhält.

Alle vier Dokumente wurden inzwischen zweisprachig (französisch und in niederländischer Übersetzung) von *T. M. Schoof*, einem intimen Kenner der Vorgänge, herausgegeben und kurz eingeleitet.³ Begleitet wurde das Unternehmen durch ein The-

menheft des Nimweger Fachorgans, der *Tijdschrift voor Theologie*, in dem verschiedene Kollegen zu unterschiedlichen Problemen Stellung bezogen.⁴ Fragen der Glaubensverständigung, des Kirchenbildes, religiöser Autorität, sowie eine Analyse öffentlicher und privater Äußerungen zur Sache Schillebeeckx stehen darin zur Debatte. So gelang es, nicht nur den momentanen Prozeßablauf, sondern auch die Sachproblematik als dessen Horizont in die Öffentlichkeit zu bringen.

Ein römischer Brief vom Dezember 1980, in dem die Glaubenskongregation ihrerseits ein Fazit aus dem bisherigen Verfahren zieht, hat so zur rechten Zeit seinen gründlichen Kommentar gefunden. – Worum also geht es?

Römische «Fragen»

Beginnen wir mit den römischen Fragen vom Oktober 1976. In aller Höflichkeit und Hochachtung werden sie vorgebracht, und doch will das Ganze nicht so freundlich klingen: «Hochwürdiger Vater, dieses imposante Werk haben Sie sicher geschrieben als einen Beitrag zur Entfaltung des Reiches Christi.» Die Kon-

¹ B. van Iersel, Wie fair war das Kolloquium mit Schillebeeckx?, *Orientierung* 44 (1980), 42–45; Um den Rechtsschutz im römischen Inquisitionsverfahren, ebd. 52–56.

² Deutsch: *Jesus. Die Geschichte von einem Lebenden* (Freiburg 1974). Später wurde u. a. auch das 2. Buch in das Verfahren einbezogen: *Christus und die Christen. Geschichte einer neuen Lebenspraxis* (Freiburg 1977).

³ T. M. Schoof (Hrsg.), *De zaak Schillebeeckx. Officiële stukken* (Bloemendaal 1980). Alle nicht näher identifizierten Zitate stammen aus diesem Band.

⁴ *Tijdschrift voor Theologie* 20 (1980), 339–426 (= Heft 4 mit dem Titel: *De zaak Schillebeeckx: reflecties en reacties*).

CHRISTLICHER GLAUBE IN MODERNER GESELLSCHAFT

Enzyklopädische Bibliothek in 30 Teilbänden

Herausgegeben von Franz Böckle, F.-X. Kaufmann,
Karl Rahner, Bernhard Welte in Verbindung mit Robert
Scherer.

Bereits neun Teilbände erschienen

„Dieses Werk ist das herausragende Ereignis in der
theologischen Buchproduktion der letzten Jahre.“

(Saarländischer Rundfunk)

„Hier wird nicht Wissen in atomisierter Form zusam-
mengetragen, sondern nach Zusammenhängen ge-
fragt. Ein spannendes Programm, das sehr schnell
konkret wird, wenn man auf einzelne Fragen stößt.“

(Schweizer Buchspiegel)

Ausführlich informiert Sie Ihr Buchhändler oder Verlag Herder,
(Abt. 297), Postfach, 7800 Freiburg

Verlag Herder Freiburg · Basel · Wien

gregation sei mit sehr aufrichtigem Wohlwollen vorgegangen. Und wie hätte sie «ein solches Gefühl gegenüber einem Bruder in der Kirche und im Priestertum nicht hegen sollen? Ihr Verlangen wäre es sicher gewesen, alles gutzuheißen. Leider, so muß man wohl sagen, hat sie in Ihrem Werk zahlreiche Aussagen gefunden, die bei ihr eine schwere Ratlosigkeit aufkommen ließen». Ratlosigkeit also bei der Heiligen Kongregation, die sich dem Befragten gegenüber als «Dienerin des Stellvertreters Jesu Christi» präsentiert. Der Stock steht «hinter der Tür», wie man bemerkt hat. Des Tones kann man nicht recht froh werden, denn die «Fragen» entpuppen sich als gravierende Einwände gegen Schillebeeckx' Theologie überhaupt.

Gestellt werden zunächst *methodische* Fragen: Läßt sich der Befragte nicht zu sehr vom «radikalen Flügel» protestantischer Exegeten inspirieren; betreibt er nicht überhaupt eine «exzessive exegetische Reduktion», nicht eine «voreilige Hermeneutik», in der Jesus (wie bei «bestimmten Neubultmannianern») zu einer sehr abstrakt funktionalen (?) Person werde? So werde doch von vornherein jedes übernatürliche Eingreifen Gottes in der Heilsgeschichte ausgeschlossen, der Sinn für eine organische Entwicklung der Christologie in der Kirche verstellt; so mißtraue man dem objektiven Wert der Sprache und identifiziere die Sache Gottes mit der Sache der Menschen.

Gerade weil man diese Vorwürfe zur Methode so global, in etwa auch hilflos und klischeehaft begründet, wird deutlich, welchem Mißtrauen Schillebeeckx hier ausgesetzt wird. Es ist das Mißtrauen gegen eine Theologie, die sich den Problemen und Ergebnissen historischer Untersuchungen konsequent stellt. Und es ist – konkreter gesprochen – das Mißtrauen gegen alles *theologische Reden über Christus*, das (keineswegs ungläubig) mit dem Jesus der Geschichte vorbehaltlos beginnen und alle spätere Christologie als Auslegung seiner Person begreifen will. Außer H. Küng hat sich im Augenblick wohl kein katholischer Systematiker dieser Herausforderung so intensiv und umfassend gestellt wie E. Schillebeeckx. Und seitdem sind Glaube und Geschichte auch auf qualitativ neue Weise wieder zu einer umstrittenen Grundfrage katholi-

scher Theologie geworden, nicht ohne Zutun römischer Behörden. *Van Bavel* hat im genannten Themenheft die hermeneutischen Streitpunkte aufgegriffen und in der – doch wieder alten – Frage münden lassen, ob der *Lehrsatz von Chalkedon* von der «einen Person» in «zwei Naturen» notwendiges Durchgangsstadium oder Endpunkt unseres Nachdenkens über Jesus Christus sei.⁵ Müssen wir diesen Satz also – vereinfacht gesagt – ständig repetieren oder weiter-, in einer veränderten Situation vielleicht sogar anders denken? Je nach Antwort wird man zum Urteil kommen, Schillebeeckx sei dabei, Chalkedon zu verraten oder dessen Anliegen neu zur Geltung zu bringen.

Dementsprechend entfalten sich die weiteren Fragen Roms zur Christologie. Ausgangspunkt sei für Schillebeeckx «der Mensch Jesus, im menschlichen Sinn des Wortes: eine menschliche Person» (Schillebeeckx, S. 28). Gemäß der Lehre der Kirche sei Jesus Christus aber eine *göttliche* Person. Mit Fachausführungen wird das Problemfeld erläutert. Und geläufige Testfragen, die dank exegetischer Forschung schon lange Gegenstand der Diskussion sind, runden das Bild der Beschwerden ab: war Jesus Messias oder «nur» eschatologischer Prophet? Sind die Einsetzungsworte für die Eucharistie historisch oder nachösterlich, und wie sind die Osterberichte, die Berichte vom leeren Grab insbesondere, zu interpretieren? Wird richtig über die Trinität, über Jungfrauengeburt, über die Kirche gesprochen?

Wer schlicht dem Gang der Fragen folgt, entdeckt in ihm den inneren Zusammenhang des römischen Mißtrauens: Theologen, die der historischen Rückfrage ihr Recht geben, sind nicht nur von einem «radikalen» Protestantismus inspiriert und laufen nicht nur Gefahr, das göttliche Handeln auszuschalten; sie gefährden insbesondere den kirchlichen Christusglauben. Wer ihn nämlich vom Ursprung her (und auf eine neue Verständlichkeit hin) relativiert, der versagt sich der kirchlichen, im Lauf der Jahrhunderte gewachsenen *verbindlichen Lehre*. Diese kirchliche Lehre aber ist es, als deren Hüter sich Rom versteht. So steht mit dem Streit um lehramtliche Aussagen die *Autorität der Glaubenskongregation* selber auf dem Spiel. Ihr hat er sich als glaubender Christ zu stellen. «Mögen Sie jedenfalls im Geist des Glaubens antworten», so heißt es im Brief; und mögen die Schwierigkeiten der Kongregation «Ihnen mit Hilfe des Herrn, für den Sie geschrieben haben, eine Antwort Ihrerseits erwecken, die befriedigende Ergebnisse gewährt oder vorbereitet». Eine solche Sprache ist wohl nur noch vom Selbstverständnis dieser Kongregation aus verständlich.

Schillebeeckx' Antwort

Schillebeeckx antwortet im April 1977 deutlich und erfrischend direkt. Aus seiner Betroffenheit macht er keinen Hehl und wehrt sich dagegen, daß man schon jetzt, vor Erscheinen der weiteren Bände, so grundsätzliche Konsequenzen zieht. «Radikal» müsse er zurückfragen, um auf einen – auch für Kritiker – unbestreitbaren Grund zu kommen. Und vom *Jesus der Geschichte* gehe er aus, damit klar wird: dieser unser Glaube beruht auf der Person Jesu selbst. Um den (auch sonst beliebt gewordenen) Vorwurf eines Historismus zu entkräften, stellt er fest: der Jesus der Geschichte, nicht das von Historikern erstellte *Jesusbild* sei für ihn Norm und Kriterium. Aber dieser Jesus, der durch das Zeugnis der ersten Christen zu uns kommt, habe nun auch «schlechthin Vorrang für den apostolischen Glauben, der für uns nur widerspiegelt, was Jesus wirklich war». Schillebeeckx sieht, daß diese Christologie noch ungebräuchlich ist. Aber vehement wehrt er sich gegen den römischen Vorwurf, er verwirre die Gläubigen.

Habe man denn nicht Jesusbücher wie das von *Rudolf Augstein* gelesen? Habe er denn nicht geschrieben, um solche Verwirrungen zu entkräften? Und dann das für ihn doch wichtigste Argument, das den Leser an 2 Kor 3,1f. erinnern könnte: «Der Sinn meines Buches ist von allen Lesern und ... von mehr als 133 internationalen Rezensionen meines Buches begriffen worden. Gerade diese Absicht wurde von allen meinen Lesern als eine Wohltat erfahren.» Und später: «Nocheinmal, man hat nicht meine Absicht begriffen, mit meinen Le-

⁵ Hermeneutische knelpunten in een theologisch dispuut, a. a. O. 304–360.

sern noch einmal Schritt um Schritt dem Weg der Jünger zu folgen bis zum schließlichen Höhepunkt, dem Bekenntnis von Jesu Gottheit. Gerade der Mut, diesem Weg zu folgen, ... hat viele meiner Leser dazu gebracht, zu sagen: «ja, so ist es» ... Sie haben den Weg nochmals zurückgelegt, den Weg nach Emmaus sozusagen, bis zum Augenblick, da sie (viele von ihnen neu) sagen konnten: so ist es, ich bekenne, daß dies Jesus Christus ist, der Sohn Gottes.»

Dann beginnt Schillebeeckx das schwierige Geschäft der Beantwortung. Er erklärt sich, stellt die Zusammenhänge seines Buches wieder her, korrigiert, lehnt Unterstellungen ab, bricht Lanze um Lanze für ein historisch verantwortetes Vorgehen der Theologie. Interpretation sei etwas anderes als subjektive Willkür, denn veränderte Verstehenshorizonte verlangen, daß wir eine neue Sprache finden. Er wirbt mit dem Erfolg seines Buches und beruft sich auf die Zustimmung von Exegeten und Historikern. Er versucht im Grunde nur das eine, Sinn für seinen Ansatz zu wecken: «Man spricht über die Dogmen in anderen Modellen, und dann scheinen all die Wahrheiten für den arglosen Leser anders zu sein. Wenn man sich aber des neuen Modells bewußt wird, merkt man, daß es um dieselbe Sache geht.» Deshalb muß er die Unterstellungen zurückweisen, als habe Jesus für ihn keine messianische Bedeutung, als seien für ihn die Ostererscheinungen Christi nicht mehr wesentlich. Und gerade deshalb weist er auch den Vorwurf mangelnder Kirchlichkeit zurück: «Ich spreche laufend darüber in meinem Buch.» Aber «man bringt Randständige (ihre Zahl nimmt immer zu, und es sind nicht die Schlechtesten!) nicht zu Christus, indem man laufend das Wort «Kirche» sakral gebraucht».

Schillebeeckx' Sprache ist gerade nicht von Diplomatie oder falscher Unterwürfigkeit geprägt, vielleicht schon ein Stück Zeugnis von jener «dritten Kirche», die B. A. Willems am Horizont sich abzeichnen sieht.⁶ Es ist keine Kirche der Macht mehr, sondern eine Kirche der «Armen», die Veränderung im Namen Jesu erwarten. Denn Schillebeeckx' Berufung auf die Gegenwart, auf Verständlichkeit und die Notwendigkeit neuer Vermittlung ist auffallend. Es ist die Gegenwart heutiger Menschen, von denen in den römischen Dokumenten keine Rede ist. Die Rangfolge der inneren Begründung ist hier umgekehrt. Nicht zu Christus ohne die (zentral geleitete) Kirche, heißt der Grundzug des römischen Mißtrauens. Nicht zur (brüderlichen Gemeinschaft der) Kirche ohne eine richtig verstandene Verkündigung Jesu Christi, so heißt es hier. Dem Pathos der Objektivität steht das Pathos der neuen Verstehbarkeit gegenüber, dem Pathos der endgültigen Aussage das Pathos eines mit Jesus zu gehenden Verstehensweges. Man ist gespannt, welche Folgerungen Rom zu ziehen gedachte.

Replik

Die Kongregation antwortet nach 15 Monaten und konfrontiert Schillebeeckx mit einem *Gutachten* zu seinem Brief. Es beteuert Objektivität, ist aber gehalten in einem unangenehmen, teils süffisanten Ton, dessen Ouvertüre lautet: «Der Autor hat der Glaubenskongregation eine sehr ausführliche Antwort gesandt. Er macht sozusagen keine Konzessionen, bleibt aber höflich.»

Vom Standpunkt des Betroffenen aus müßte man sagen: Die Kongregation war nicht bereit, auf Schillebeeckx' Anliegen einzugehen. Das wird aus der Zielsetzung des Gutachtens klar. Es will den Erwägungen Schillebeeckx' gerade nicht «Schritt um Schritt» folgen (also Zielsetzung des Buches und den Zusammenhang der umstrittenen Aussagen gerade nicht mit in Erwägung ziehen), sondern über eine Reihe wichtiger Antworten urteilen und dabei schauen, ob er – und sei es auch nur in kleinen Details – «gegenüber dem Fragekatalog recht hat».

Wie kann man aber gegenüber Fragen recht haben? In solchen Formulierungen wird offenkundig, daß die Fragen – strikt nach Prozeßordnung – nur ein Urteil widerspiegeln, das die Kongregation fällt, bevor sie überhaupt mit dem Autor in Kontakt tritt. Alle weiteren «Gespräche» werden nur noch auf dieses Urteil, damit auch auf dessen Glaubensverständnis, auf das theologische Geschirr dieser Heiligen Kongregation bezogen. Für die Neutralisierung persönlicher (etwa durch Unkenntnis exegetischer Sachverhalte oder sprachphilosophischer Erkenntnisse bedingter) Ansichten und gegen die gewaltsame Einführung aller Fragen auf den Verständnishorizont des Vorausgerichtes ist kein Schutz eingebaut: Problem inquisitorischer Verfahrensordnungen. Genau deshalb muß sich auch die Atmosphäre und Mentalität des Mißtrauens ent-

wickeln, empfindet man andere Ideen als Bedrohung statt als Bereicherung, klammert man sich an die Vergangenheit, statt die Gegenwart zu wagen. Die religiöse Autorität hat, wie P. Vandermeersch zeigt, im römischen Selbstverständnis eine gefährliche Engführung erfahren. Glauben wir doch an einen Gott, der alle irdische Vaterschaft und Autorität von Grund auf relativiert.⁷ Auf diesem Hintergrund wird gerade dieses Dokument zum schwächsten, zum entlarvenden Glied der Kette. Unter der Hand artet es zur Selbstverteidigung der Heiligen Kongregation aus.

Schillebeeckx gerät in den Ruch der Unbotmäßigkeit: «Pater Schillebeeckx reagiert heftig», «aber Pater Schillebeeckx insistiert», er «beginnt damit, sich zu beglückwünschen». Und dann: Er «macht hier ein kleines, sehr kleines Zugeständnis». Schließlich die Abwehr von Schillebeeckx' Berufung auf seine Leser. Der Gutachter: «Ich verstehe nicht, daß das, was alle seine Leser begriffen haben, der Fragenkatalog nicht begriffen hätte.» In der Tat, genau dieses Nicht-Begreifen-Können scheint das Problem dieses Dokuments zu sein. Deshalb wird Zitat an Zitat gereiht, werden nur noch die römischen Fragen verteidigt, verschwinden die Absichten und Problemstellungen des Autors endgültig aus dem Gesichtsfeld.

«Colloquium»

«Verschiedene Fragen also sind noch nicht hinreichend verdeutlicht», so schwenkt der Gutachter am Ende wieder auf die offizielle Sprachregelung ein. Vom 13.–15. Dezember 1979 fand das Gespräch in Rom statt. Parallel liefen die letzten Vorbereitungen für die Maßnahme (Entzug der *Missio canonica*) gegen Hans Küng. Die holländische Bischofssynode würde im Januar stattfinden. E. Schillebeeckx hat wiederholt betont, das Gespräch habe in einer freundlichen Atmosphäre stattgefunden. Gleichwohl stand es im Rahmen eines umfassenderen Kalküls und war seiner Struktur nach ein Verhör unter höchst ungleichen Bedingungen. Die Fragen – samt und sonders vorformuliert – stellte «die Heilige Kongregation», repräsentiert durch drei Vertreter, die sich abwechselten. Kardinal Šeper und Erzbischof Hamer (Präfekt und Sekretär der Glaubenskongregation) hielten ihre Präsenz nicht für notwendig, bzw. angezeigt. E. Schillebeeckx hatte zu antworten, mehr nicht. Nicht das Gespräch, das Protokoll war entscheidend. Und wie das schriftliche Ergebnis zeigt, ging es nicht eigentlich um Kommunikation, sondern um objektiv fixierbare Antworten. Im stark verknappten Endprotokoll wird E. Schillebeeckx' Verhalten zugunsten der Kongregation akzentuiert. Über seine Proteste ist nichts zu lesen. Nur über eine Frage zeigt er sich «ein wenig verwundert». Bisweilen klingt (gegen die Absicht des Befragten) so etwas wie Selbstkritik oder ungeschmälerte Zustimmung zu römischen Erwartungen an.

E. Schillebeeckx sieht sich in einer schwierigen Situation. Jetzt muß er sich ganz und unmittelbar auf die römische Fragestellung einlassen. Er spielt nicht mehr auf eigenem Terrain, erweist sich aber als Kenner der römischen Erwartungen und Theologie. Ganz in römischem Stil beginnt er zu unterscheiden: Wahrheit der Konzilien, ja; warum aber die Sprachwelt spezieller philosophischer Systeme? Kontinuität der Lehraussagen, ja; aber sind sie ungeschichtlich weiterzugeben? Überzeitliche Wahrheit, ja; was aber geschieht bei verändertem Kontext? Wahrheit kirchlicher Lehre, ja; ist aber begriffliche Exaktheit das höchste anzustrebende Ziel? Kritik am Glauben der Kirche, nein; aber Kritik doch an begrenzten theologischen Systemen.

Im Grunde – so kann man das Protokoll jedenfalls lesen – wird die Glaubenskongregation von Frage zu Frage in einen weiteren Horizont verwiesen, auf die eigene Grenze aufmerksam gemacht. Das Grundproblem von Glaube und Geschichte spielt nach wie vor eine durchgängige Rolle; das Problem neuer Verständlichkeit gegenüber einem formalen Objektivismus taucht auch jetzt immer wieder auf; die Identifikation der Glaubenskongregation mit einer bestimmten theologischen Denkwelt erweist sich von Gedanke zu Gedanke als neues Problem. Und der ganze Problemfächer konzentriert sich in der Aussage, Jesus sei «Gottes Sohn». Er ist es, was aber heißt das? Herausfordernde Aussagen von Schillebeeckx werden auf dem Hintergrund des römischen Denkmusters zu monströsen Ideen. Der Satz etwa, die Menschheit sei *trois*

⁶ Komt er een derde kerk? De inzet van het Romeinse onderzoek, a. a. O. 361–380; höchst aufschlußreich dazu auch: T. M. Schoof, *Getuigen in de zaak Schillebeeckx*, a. a. O. 402–421.

des Todes Jesu erlöst, wird in seiner verfremdend erweckenden Kraft überhaupt nicht verstanden. Und immer wieder die notwendig mitgegebenen Testfragen nach päpstlicher Unfehlbarkeit, nach Jungfrauengeburt, Einsetzungsbericht und Kirchengründung durch Jesus, und dann das Echo auf unsinnige Denunziationen (hat der Befragte mit verheirateten Priestern, Laien und Frauen (!) konzelebriert?), die man zwar nur «in Klammern», aber doch gern zur Sprache bringen möchte.

Das Spiel bleibt gleichwohl ernst, die Frage nach Jesu Gottheit der hart umstrittene Kern. Ob man bei der Frage: «Ist Jesus Gott?» denn aus hermeneutischen Gründen sich vor einem Ja oder Nein drücken könne? Und einer der Befrager, offensichtlich an der Grenze seiner Geduld und an der Grenze des Übersetzungsproblems: «Jesus wird (im Buch) vorgestellt als ein Mensch in einer einzigartigen Beziehung zu Gott; in der Unterscheidung zwischen Gott und Mensch steht er auf der Seite der Menschen. Und auf die Frage, ob er Gott ist oder nicht, antworten Sie, er sei ein Mensch, definiert durch seine einzigartige Beziehung zu Gott ... Und was die beiden Naturen betrifft, sagen Sie: «Nie können wir von zwei Komponenten sprechen: Menschheit und Gottheit, sondern nur von zwei Totalaspekten ... Was die Einheit der Person betrifft, schlagen Sie eine hypostatische Identifikation vor, eine Identität zwischen personal-menschlicher und personal-göttlicher Seinsweise. Eine solche Identität ist kontradiktorisch.»

Der Durchschnittsleser wird auf Anhieb das Problem wohl kaum durchschauen, aber die Verlegenheit der Kongregation verspüren: die Festlegung des Autors auf Leugnung *oder* Reiteration von Chalkedon will nicht gelingen, weil es ihm nicht um ein bloßes Ja oder Nein, sondern um ein Neuverständnis geht. Und der Durchbruch der Kongregation durch diese Alternative kann nicht gelingen, solange sie den kirchlichen Glauben mit der Theorie einer Theologenschule identifiziert. Und dennoch konnte man mit der Möglichkeit rechnen, daß die Kongregation – wenigstens dieses Mal – über ihren eigenen Schatten springen würde. Ist es ihr gelungen?

Der Bescheid

Die offizielle Reaktion kam nach 11 Monaten, am 25. November 1980. Die Kongregation nimmt die Verdeutlichungen, Präzisierungen und Richtigestellungen zur Kenntnis und bittet Schillebeeckx, auch die Öffentlichkeit davon zu unterrichten. Sie findet, daß bei gewissen Punkten «die Erklärungen nicht genügen, um die Unklarheiten (ambigüités) zu beseitigen». Es geht dabei um Jungfrauengeburt, Verbindlichkeit des kirchlichen Glaubens, um das Verhältnis von Erscheinungen und Auferstehung, um die Frage der Anhypostasie. Ferner habe man über das Verhältnis von Offenbarung und Erfahrung sowie über die Rolle einer «Hinführung» zum Glauben nicht sprechen können. Die Kongregation erwartet deshalb, daß Schillebeeckx den Mängeln durch entsprechende Veröffentlichungen abhilft.

Schillebeeckx verweist u. a. auf sein nächstes Buch. Er fühlt sich durch den Bescheid erleichtert, nennt sich *«weder verurteilt noch freigesprochen»*, aber «nach wie vor unter Verdacht».⁷ Gleichwohl kann man diesen Bescheid in höchstem Maße ärgerlich finden. Zum einen ist kein formeller Prozeßabschluß erklärt. E. Schillebeeckx hat Auflagen bekommen, mit denen weitere Auseinandersetzungen vorprogrammiert sind. Wieviele Jahre soll das noch weitergehen? Zum andern wurde in den entscheidenden christologischen Fragen kein eindeutiger Durchbruch erzielt. Wichtige Fragen gelten weiterhin als ungeklärt. Ist dies als Eingeständnis der Kongregation oder als Warnung an den «Autor» zu werten? Zum dritten werden jetzt – nach dreitägigen «Gesprächen» – so zentrale Punkte wie Offenbarung und Erfahrung, eingeschlossen die normative Rolle kirchlicher Lehre, für noch nicht besprochen erklärt. Will man sich weitere

⁷ Religie en de nood aan gezag. Psychologisch peiling vanuit de «zaak Schillebeeckx», a. a. O. 381–401.

⁸ Volkskrant v. 5. 12. 1980.

Zugriffe vorbehalten? E. Schillebeeckx ist trotz römischen Drucks kein bequemer Mann geworden, wie die letzten Veröffentlichungen zeigen.⁹ Vielleicht könnte sich die Glaubensbehörde einmal überlegen, wieso ein Theologe dieser Qualität und dieses Alters solche Beschwerden auf sich nimmt. Da sie nach nunmehr 5 Jahren dem Beklagten keine Häresie nachweisen konnte, sollte sie wenigstens zur Wahrung der eigenen Würde sich durch einen formellen und endgültigen Abschluß des Prozesses selber binden.

Es erübrigt sich, auf formale und inhaltliche Parallelen zu anderen Fällen hinzuweisen. Der Fall Schillebeeckx wurde im vergangenen Jahr gern in Kontrast zum Fall Küng beleuchtet. Wie vor einem Jahr in dieser Zeitschrift zu Recht bemerkt wurde, «konnte der Eindruck entstehen, daß im Fall Schillebeeckx eine *beidseitige* Gesprächsbereitschaft den Bruch verhindert habe, der im Fall Küng beklagt wird».¹⁰ Heute aber wird man zumindest die Gegenfrage stellen müssen, ob Rom die Kooperationsbereitschaft des Beklagten honoriert und zur Beurteilung seiner Katholizität in Rechnung gestellt hat. Vermutlich ist dies im Rahmen der gegenwärtigen Verfahrensgrundlage nahezu verunmöglicht. Die römische Glaubensbehörde sollte deshalb, einem allgemeinen Verlangen entsprechend¹¹, nicht nur ihre Verfahrensordnung ändern. Wenn sie dies glaubwürdig tun will, muß sie zugleich die Prozesse revidieren, die sie gegen noch lebende Opfer geführt hat. Küng, Pfürtner, Pohier, Schillebeeckx und Schupp sind nur die Spitze eines Eisberges. Die Sache aber, um die im Fall Schillebeeckx der Streit geht, ist keinesfalls auf seine Person beschränkt. Auch er hat nur ein Problem aufgegriffen, das Glaube und Theologie mit Sicherheit noch einige Zeit in Atem halten wird.

Hermann Häring, Nijmegen

⁹ Vgl. Orientierung 44 (1980) 258: Anmerkungen.

¹⁰ Redaktionelle Anmerkung, Orientierung 44 (1980), 42.

¹¹ Vgl. Brief von 148 Theologieprofessoren an Kardinal Höfner (Erneuerung der Eingabe von 1360 Theologen – weltweit – vom Jahre 1969): Orientierung 1980, S. 80f. – Erklärung der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger kath. Dogmatiker und Fundamentaltheologen in Freising: Publik-Forum 6. 2. 1981, S. 25f. (u. a. an Kardinal Šeper gesandt). – Empfehlungen der Deutschen Bischofskonferenz für eine Novellierung des Lehrbeanstandungsverfahrens der römischen Glaubenskongregation (zwecks zweifelsfreiem Rechtsschutz der Autoren): Meldung im Osserv. Rom., deutsch 3. 4. 1981, S. 12. (Red.)

«Aufruf an die Lebenden»

Bei den französischen Präsidentschaftswahlen am 26. April tritt unter den Außenseitern voraussichtlich (wenn er inzwischen – bis zum 7. 4. – die erforderlichen 500 Unterschriften von gewählten Mandatsträgern zusammengebracht hat) auch der bekannte Philosoph Roger Garaudy an. Sein Wahlprogramm hat er in seinen drei letzten Büchern niedergelegt: «Appel aux vivants» (1979), «Il est encore temps de vivre, voici comment» (Éditions Stock 1980) und «Pour l'avènement de la femme» (Éditions Albin Michel 1981). «Appel aux vivants», das grundsätzlichste von den drei Werken, ist kürzlich in deutscher Übersetzung erschienen. (Red.)

Von einem preisgekrönten Bestseller ist zu sprechen, der schon als «Bibel der Grünen in Frankreich» bezeichnet wurde. Der Verfasser, Roger Garaudy, Jahrgang 1913, war lange Jahre so etwas wie der Chefideologe der Kommunistischen Partei Frankreichs, war Mitglied des Politbüros, bis er 1970 aus der Partei ausgeschlossen wurde. In den 60er Jahren hatte er sich für den Dialog zwischen Marxismus und Christentum, genauer: Katholizismus, eingesetzt, war Teilnehmer der Gespräche der Paulus-Gesellschaft und Autor eines in der deutschen Ausgabe von K. Rahner und J. B. Metz mit Vor- und Nachwort bedachten Buches (Der Dialog oder Ändert sich das Verhältnis zwischen Katholizismus und Marxismus? 1966). Nach eigenem Bekunden war für ihn 1968 das Jahr seiner eigentlichen Entfernung von der offiziellen Linie der KPF. Zwei Ereignisse waren

es, die den Bruch einleiteten: der Pariser «Mai'68» und der Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Tschechoslowakei.

«Weltanschauung» – diesen (ja auch im Untertitel der «Orientierung» erscheinenden) Begriff kann man im Französischen nicht adäquat wiedergeben. Und doch ist der französische Theoretiker Garaudy sicher einer von denen, die in unserem Jahrhundert am intensivsten und vielleicht auch am schmerzhaftesten die Auseinandersetzung mit verschiedenen «Weltanschauungen» durchlebten. Schon die äußeren Daten der Biographie zeigen dabei die Brüche, aber auch die Kontinuität.

Glaube an den Menschen – Angst um seine Zukunft

Das auf deutsch gerade erschienene Buch dieses Mannes, der sich als «gläubig» und als «Marxist» bezeichnet und der es selber als Fehler betrachtet, einmal «gläubiger Marxist» gewesen zu sein, trägt den Titel «Aufruf an die Lebenden»¹. Wer wollte von sich behaupten, vom pathetischen Appell dieses Titels nicht angesprochen zu sein? Doch gerade dieses Titels wegen, der Engagement signalisiert und herausfordert, mag es nützlich sein, zunächst möglichst nüchtern das Buch als einen Text zu betrachten, dessen Inhalt man wiedergeben kann. Es zerfällt in drei Hauptteile, deren erster den status quo unserer Welt beschreiben, deren zweiter einen Überblick über die Antworten der großen Religionen vom alten Ägypten bis zum Islam auf die Fragen der Menschheit geben und deren dritter eine wünschbare Richtung für die Gestaltung der Zukunft des menschlichen Lebens auf unserem Planeten aufzeigen will.

Garaudys Ausgangspunkt: Wenn wir auf der «Einbahnstraße» der westlichen Wachstumsideologie mit dem bisherigen Tempo weiter marschieren, gefährden wir das Leben unserer Enkel. Wissenschaft und Technik, die uns in den heutigen Zustand geführt haben, in dem mit einer kaum mehr beherrschbaren Geschwindigkeit die Ressourcen unserer Erde geplündert und das Leben der Menschheit aufs Spiel gesetzt werden, und eine Politik, die diesen Zustand nur verwaltet, können keine Lösungen anbieten. Aber auch die kirchlichen Gemeinschaften haben versagt, obwohl Garaudy innerhalb der Kirchen Ansätze für Bemühungen in der richtigen Richtung erkennt, etwa in der Sorge der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Puebla 1979 über die «Doktrin der nationalen Sicherheit», die sich aus der Verwendung der Kernenergie ergibt und die zur Rechtfertigung diktatorischer Systeme werden kann. Das Problem der Nutzung von Kernenergie – die sich in Frankreich ja auch auf den militärischen Bereich erstreckt – ist überhaupt für Garaudy von zentraler Bedeutung, weil in ihm Gefährdung der Umwelt und zentralistische, antidemokratische politische Orientierung zusammenkommen. Aus seiner Zuversicht, daß es noch möglich ist, auf der Erde – anders – zu leben, will er beim Aufbau einer «Schule der Teilhabe» helfen, die unsere Beziehungen zu Natur, Mensch und Göttlichem grundlegend verändert.

Weil die falsche Weichenstellung aus einer Zerstörung der Einheit des Menschen entstand, die vor allem auf das Denken der Renaissance zurückgeht, ist es für Garaudy nötig, die Menschheitsgeschichte räumlich und zeitlich in größerem Zusammenhang zu sehen. Der «Wende zur ersten Hoffnung», die sich aus der durch die Selbsthaftigkeit entstehenden Möglichkeit zur Muße und zur Entwicklung von Kultur ergab, steht heute die «Wende zur letzten, äußersten Angst» gegenüber, die aus der Möglichkeit unserer Selbstvernichtung entsteht. Weil eine Selbstzerstörung der Menschheit nur verhindert werden kann, wenn die Menschen sich weder als Produkte reinen Zufalls (*Jacques Monod*), noch als vollkommen determiniert betrachten², und wenn die Politik die Dimension des «Heiligen» wieder einbezieht und dabei die Begrenzungen des abendländischen Den-

¹ «Appel aux Vivants», Editions du Seuil, Paris 1979. Deutsche Übersetzung: «Aufruf an die Lebenden», Luchterhand Verlag Darmstadt-Neuwied 1981, 412 Seiten, DM 38,-.

Ein Modell für lebendige Kommunikation in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1981

Kursleiterin: Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern

Thema: Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?

Adressaten: Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.

Termine: 20.–24. April 20.–24. Juli
 27.–31. Mai 3.–7. August
 8.–12. Juni 28. Sept.–2. Okt.
 6.–10. Juli 5.–9. Oktober

Ort: Nähe Fribourg und Olten

Kurskosten: Fr. 270.-

Unterkunft: Vollpension pro Tag etwa Fr. 38.-

Einzahlung von Fr. 270.- auf Postcheckkonto 30-66546 gilt als definitive Anmeldung.

kens sprengt, gibt Garaudy im *zweiten Teil* des Buches einen kurzen Abriss der großen Weltreligionen: Er spricht vom ägyptischen Totenbuch, von Zarathustra, Hinduismus und Buddhismus, Judentum und Christentum, schließlich vom Islam.

Daß sich dabei jedem Kapitel ein für die jeweilige Religion grundlegender kurzer Textauschnitt anschließt, macht Garaudys Intention deutlich, dem Leser Zugang zu den Religionen selbst zu verschaffen. Wenn er allerdings gegen Ende dieses Teils sagt, Buddhist, Christ oder Muslim werde man nicht durch das, was man glaube, sondern durch das Handeln, stellt er seinen religionsgeschichtlichen Abriss selbst in Frage. Ich glaube, Garaudy will zeigen: Gutes, lebenerhaltendes Handeln ist in seiner tiefsten Schicht religiös motiviert. Braucht es dafür aber diesen – notwendigerweise summarischen – Überblick?

«Neues Wachstum», Wachstum in anderer Hinsicht, ist es, wofür Garaudy im *Schlussteil* des Buches plädieren möchte. Hoffnung und Anregung gewinnt er dabei zum Beispiel aus der Gründung kleiner, dezentraler Produktionsgemeinschaften, religiöser Basisgemeinden, aus der Frauenbewegung, aber auch aus Staaten, in denen ein islamisch inspirierter Sozialismus aufgebaut wird. So bezeichnet er es als großes Glück, mit Nasser, Gaddafi, Ben Bella zusammengekommen zu sein, und sieht auch den Iran Khomeinis als Beispiel eines islamischen Sozialismus an. Ist es auch möglich, Garaudy in der Negativbestimmung dessen, wogegen sich die «Revolte» in Persien richtete, zu folgen, so kommen mir doch angesichts seiner Euphorie über das Khomeini-Regime massive Zweifel.

² Daß Garaudy in der Frage der sozialen und psychischen Determiniertheit während seiner KPF-Zeit ganz anders dachte und vor allem mit Sartre in Streit geriet, sei hier nur am Rande bemerkt: Sartre formulierte in «Marxismus und Existentialismus» (rde 1964, S. 48). «Es besteht kein Zweifel darüber, daß Valéry ein kleinbürgerlicher Intellektueller ist, aber nicht jeder kleinbürgerliche Intellektuelle ist Valéry»; Garaudy wehrt sich gegen eine «Erklärung» Picassos durch seine erotischen Bestrebungen: «Als hätte nicht jeder von uns solche Bestrebungen, ohne deshalb schon Picasso zu sein» (S. 48). Ich hätte es schön gefunden, wenn Garaudy auch gesagt hätte, daß er diese Einsicht – bis in die Formulierung hinein – seinem einstigen «Gegner» verdankt ...

Ein neuer Garaudy?

Sie führen zu der Frage: Ist es ein «neuer» Garaudy, der diesen Appell an uns richtet? Ich finde einerseits: Ja, denn er setzt sich kritisch mit der eigenen Vergangenheit auseinander, gesteht seine Fehler («Ein Inquisitor wuchs in mir») im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit ein. Doch glaubt er, ohne diese Fehler sei sein jetziger Weg nicht denkbar. Wäre er immer Skeptiker gewesen und hätte er niemals das Gefühl kennengelernt, das entsteht, wenn ein Mensch sein Leben «höheren Zielen» weiht, so wäre ihm auch der «Glauben» verschlossen. Darin, daß er immer an etwas glaubte, sieht er selbst also die Kontinuität in seinem Leben. Und insofern kann man sagen: Nein, es ist kein «neuer» Garaudy. Er selbst nimmt zwar in einer – im Deutschen schwer nachvollziehbaren – Unterscheidung zwischen «croyance» (Glauben an bestimmte Glaubensartikel, der Autoritätsglauben ist und zum Aberglauben führen kann) und «foi» (Glauben im Sinn von Gläubigkeit, grundlegendem Vertrauen) diese «foi» für sich in Anspruch. Aber vielleicht ist etwas von jener Skepsis, von der er meint, sie hindere den Menschen, glauben zu können, für «foi» im Gegensatz zu «croyance» geradezu konstitutiv?³ Das Fehlen dieser Skepsis wird jedenfalls besonders schmerzlich bewußt bei seiner Einschätzung des sogenannten «Islamischen Sozialismus».

«Neu» ist Garaudys Buch natürlich auch insofern nicht, als das, was hier zu lesen ist, alles auch anderswo schon oft gesagt wurde. Und doch: an manchen Stellen wird etwas Mitreißendes an Garaudy deutlich, seine Liebe, seine Zuversicht und Hoffnung, und eben: sein Glaube (foi). Diese Passagen sind es, die mich zuversichtlich stimmen, daß die Mehrheit der 300 000 Franzosen, die das Buch in den ersten Wochen nach seinem Erscheinen gekauft haben, auch etwas darin gelesen haben mögen.

Einige werden es auch gekauft haben, weil man es haben muß. Denn schließlich ist Garaudy ja auch Kandidat für das französische Präsidentenamt. Nicht eine Partei hat er gegründet, sondern eine Bewegung. Sie nennt sich, wie das Buch, «Appel aux Vivants». Ist das Buch also ein Appell, die Bewegung zu unterstützen, den Autor zu wählen? Ist aus dem Abtrünnigen der Partei doch wieder nur ein Parteigründer geworden? Das ist es

³ Ich denke dabei an den Gebrauch, den etwa H. R. Schlette in seiner «Skeptischen Religionsphilosophie» (Freiburg 1972) von diesem Begriff macht.



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61
Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Abonnementspreise 1981:
Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-
Deutschland: DM 37,- / Halbjahr DM 21,- / Studenten DM 27,50
Österreich: öS 275,- / Halbjahr öS 160,- / Studenten öS 190,-
Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

sicher nicht, was er beabsichtigt. «Die Weltgeschichte wäre allerdings sehr bequem zu machen, wenn der Kampf nur unter der Bedingung günstiger Chancen aufgenommen würde.»⁴ Diesen Marxschen Satz hat Garaudy, der von sich sagt, er akzeptiere es, ein Don Quichotte genannt zu werden⁵, sich zu Herzen genommen.

Aber: *Weltanschauung, Weltpolitik* – müssen es immer diese übergroßen Anliegen sein für den Theoretiker und für den Politiker Garaudy? Für einen Autor, der in diesem seinem bekenntnishaften und stellenweise zu Herzen gehenden Buch doch der Dezentralisierung das Wort redet, dem Aufbau einer neuen Welt von unten, von der Basis, von den kleinen und überschaubaren Gemeinschaften her, die er für dem Menschen gemäß hält? Einen Appell zu lesen, der sich geradezu an alle Lebenden richtet und 5000 Jahre Kulturgeschichte als Autorität für sich geltend macht, kann etwas Erdrückendes haben. Ich habe mich beim Lesen des Buches gefragt: Gibt es nicht auch eine Art «intellektuellen Zentralismus», eine Art denkerische Unbescheidenheit, die sich die gleiche Kritik gefallen lassen müßte wie wirtschaftlicher Expansionsdrang und politische Zentralgewalt? Vielleicht ist die große Zusammenschau der Menschheitsgeschichte als das Werk eines Einzelnen ein bißchen – Garaudy möge den Vergleich verzeihen – dem Bau eines zentralen Atomkraftwerks vergleichbar? «Weltanschauung» müßte sich doch auch mit kleineren Stückchen Welt begnügen können.

Adelheid Müller-Lissner, Zürich

⁴ Marx an Kugelmann, 17. April 1871, zitiert von Garaudy: *Marxismus* im 20. Jahrhundert, rororo aktuell, 1966, S. 11.

⁵ Im Interview mit F. J. Raddatz für «Die Zeit», 20. 6. 1980.

Zur Titelseite

«Meine Freundin, die mich zu meinen Nachtwachen weckt»: das ist für Dom Helder Câmara die morgens um 2 Uhr klingelnde Weckuhr. Der Rahmen für die nächtlichen Meditationen ist ein sakristieähnlicher Raum hinter dem Altar einer Spitalkirche in Rezife. Bis zur Frühmesse mit den Schwestern hält sich der Erzbischof dort auf – unter Schreiben und Beten, beides in einem. Ohne diese Zuflucht, ohne die Nachtwachen, so bekennt er, «hätte mich der Stadtrummel verschlungen, das Kind in mir wäre gestorben ...» Was schreibt er und wozu? Weder Gedichte noch geschliffene Aphorismen, vielmehr «tausend Gründe um zu leben». So heißt auch der Titel der portugiesischen Originalsammlung, die letztes Jahr in Rio bereits in vierter Auflage erschien. Seine kurzen Überlegungen knüpft Dom Helder mit Vorliebe an alltägliche Erfahrungen an: Der Knopf im falschen Knopfloch; der einzige an der nackten Wand verbliebene Nagel; das Taxi, das «Frei» anzeigte und doch nicht anhielt; der Staatsminister, der vor der Amtsabgabe die Schubladen räumt; der Straßenkehrer, der den Müll sortiert ... Aber er sinniert auch über Ebbe und Flut und die Muscheln am Strand. Alles spricht zu ihm. Und immer wieder das Schweigen, die Nacht. Was sie ihm geschenkt hat, teilt er tagsüber verschwenderisch aus.

Die Texte allerdings haben schon früh treue Freunde (und nicht er selber) bewahrt und gesammelt. Sie erheben keinen literarischen Anspruch. Die deutsche Ausgabe ist kürzlich (zu Anlaß des zehnjährigen Bestehens) im Zürcher *pendo-verlag* (104 S., sFr./DM 12.80) erschienen. Die Überschrift *mach aus mir einen Regenbogen* stammt aus einem Kurzgebet am Anfang, und in einem zweiten am Schluß wird das Motiv nochmals aufgenommen: Gott soll ein «mächtiges Zeichen am Himmel» schaffen, «daß es das Gewissen der Völker erschüttert»: sie sollen den «offensichtlichen Irrsinn der Kriege» sehen und die «Mißbildung einer winzigen Welt der Reichen, die umschlossen und durchdrungen ist von den Wassern des Elends». In diesem letzten Satzteil ist ein realistisches «heutiges» Weltbild skizziert.

Mir aber hat es unter den vier- bis fünfzeiligen Kurztexten der folgende besonders angetan: *Lehr uns, / ein «Nein» zu sagen, / das nach «Ja» schmeckt, / und niemals ein «Ja» zu sagen, / das nach «Nein» schmeckt.* – Im Unterschied zu den meisten andern Meditationstexten legt dieser es nahe, nach einem biblischen Hintergrund zu fahnden. Man findet ihn 2 Kor 1, 17–20, wo Paulus (hinsichtlich seiner Reisepläne) beteuert, daß bei ihm nicht «das Ja zugleich ein Nein» sei, und wo ihm dann der lapidare Satz dazwischen fährt: *Jesus Christus ist das Ja* – fürwahr ein österliches Christusbekenntnis! Der Christ muß allerdings in seiner «condition humaine» – für sie sind nicht «alle Verheißungen schon erfüllt» – vorderhand noch mit dem «Nein» leben. Der betende Helder Câmara zeigt immerhin, wie das «Ja» den christlichen «Geschmack» bestimmt: eine österliche Lebensmaxime. L. K.